V.54,1

30.2525
1

4,50

Kriminalgeschichten

voller

Abentheuer und Wunder

und

doch streng der Wahrheit getreu.

Nachlaß

von

K. H. Spieß.

Erster Theil.

Hamburg und Leipzig.
1803.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Eine Sammlung, theils wahrer Geschichten, theils Phantasien, aus meinem Schreibpulte hervorgesucht, größtentheils ältern Ursprungs — Produkte von Stunden, in denen ich nichts ernsthafteres arbeiten konnte, — Erzeugnisse meiner Siechheit des Körpers — Rhapsodien aus dem Portefeuille eines verstorbenen Freundes, dessen litterarischer Erbe ich ward — und weiter nichts, wird anspruchlos dem Publikum vorgelegt. — Wenn ich sonst die Anmaßung hatte, das Publikum über wichtigere Gegenstände, — nicht belehren — sondern aufmerksam machen zu wollen, dann wird mir der Wunsch, dasselbe zu unterhalten — vielleicht auch eine Anmaßung — um

so mehr zu verzeihen seyn, wenigstens wenn man eines in das andre rechnet.

Der arme Fritze, Mariane L., Ludwig von Grehler, Mastron, „Er weis selbst nicht, wer er ist," und Philipp Ewald, sind wahre Vorfälle, Ismail Scherschin und die komische Rache, sind umgearbeitete Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht." Der Stoff zu Fioretta findet sich in Giovanin Forentino's Pecorono.

Der Verfasser des Fürsten des
19ten Jahrhunderts.

Der arme Fritz.

Täglich saß der arme Fritze auf einem Steine an der Landstraße nahe bey dem Dorfe, worinn sein Ernährer wohnte, und bettelte. — Vor vier Jahren war er in dem nahgelegenen Walde in einem Korbe gefunden worden. Die Feinheit der Windeln in denen er eingewickelt lag, schienen anzudeuten, daß nicht Mangel die Aussetzung des Kindes bewirkt habe. Ein blauseidnes Portefeuille, in das mit Goldfäden einige Buchstaben gestickt waren, und ein namenloser Brief, in welchem gemeldet ward, daß das Kind Fritze heiße, und den menschenfreundlichen Finder ersuchte, die beyliegenden 400 Thaler zu des Kindes Bedürfnissen zu verwenden, die Brieftasche, Windeln und Tabatiere aber zu verwahren, damit dereinst das Kind von denselben im nöthigen Falle zu seiner Legitimation Gebrauch machen könne. — Geld und Tabatiere fanden sich indessen nicht, und die Unordnung, mit welcher alles im Korb-

chen durcheinander geworfen war, schien zu beweisen, daß zuvor schon geldgierige Niederträchtige dies Kind des Unglücks gefunden und beraubt hatten. — Die Bauern des Dorfes, in dessen Forst der Knabe gefunden worden, debattirten lange über die Last, der Ernährung des Kindes, die ihnen nach den Landesgesetzen oblag, weil das Kind in ihrem Gemarkungszwange ausgesetzt und gefunden worden war. Eben berathschlagten sie den Vorschlag, ob es ohne höhere Ahndung hingehen würde, wenn sie das Kind wieder zur Stelle schaften, oder etwa in der Stille einer benachbarten Gemeinde in ihre Gemarkung brächten, und allenfalls noch einen Theil des bey demselben gefundenen feinen Leinenzeugs zum Andenken zurückbehielten, als der Ziegenhirt der Gemeinde — durch das Anerbiethen das Kind aufzunehmen und zu erziehen, die Gemeine aus der Verlegenheit riß. —

In der elenden Hütte dieses Redlichen wuchs der Knabe unter einigen Ziegen die den ganzen Reichthum desselben ausmachten, auf, und ward sobald er laufen konnte, dazu angehalten, an der Landstraße die vorüberreisenden an zu betteln, um damit seinen Wohlthäter ernähren zu helfen. — Er hieß daher in dem Dorfe und der Gegend der Bettelfritz, obgleich seine schöne Gestalt, die selbst unter den Lumpen, die ihn bedeckten, auffiel, so wie die Artigkeit und Gewandheit, womit ihn die

Natur ausgesteuert hatte, wohl eine andere Bemerkung verdient hätte.

Heute war seine Einnahme noch nicht über einige Stücke Brod und einige Pfennige gestiegen, die er, ohngeachtet seines Heißhungers sorgfältig bis zum Abende aufsparte, wo er alles seinem Verpfleger überlieferte, der dankbar an ihm alles that, was die äusserste Armuth und ein höchst beschränkter Verstand ihm zu thun erlaubten. Eben wollte er, da es bereits Abend war, nach Hause zurücke gehen, als eine, mit 4 Pferden bespannte Kutsche die Straße herabfuhr, zwar war diese leer, nnd zwey Bedienten auf dem Kutschbocke wiesen seine Bitten mit Drohungen zurück, aber bald entdeckte er zwey einfach gekleidete Jünglinge hinter derselben herwandlen. An diese wandte sich nun der Knabe, ward von ihnen um seinen Namen und Eltern befragt, und nachdem sie in einer ihm unverständlichen Sprache mit einander gesprochen hatten, mit einem Goldstücke beschenkt. — Lange hörte noch Fritze diese laut, während sie sich von ihm entfernten, fortreden, bis endlich der eine umkehrte, ihn nochmals um seinen Namen und Verhältnisse fragte, diese aufschrieb und dann schied.

Lange war bereits am andern Morgen dieser Vorgang und selbst die Freude über das erhaltene Goldstück vergessen, als der Pfarrer des Orts mit dem Schulzen und den beyden Fremden in

die Hütte eintraten, und Fritzen ankündigte, daß er fürderhin von dem Pfarrer verpflegt und erzogen worden solle. Die Fremden, welche blos dieserhalb in dem Dörfchen über Nacht geblieben waren, hatten den Pfarrer durch ein beträchtliches Kostgeld, das sie ihm gleich auf sechs Jahre vorausbezahlren, bewogen, den Jungen in Pflege zu nehmen und zu unterrichten, dagegen versprach dieser, jährlich ein gerichtliches Zeugniß, daß Fritz noch lebe, an ein ihm angegebenes Handlungshaus nach Hamburg zu schicken.

Fritz hatte sein Elend lieb gewonnen, und wollte sich von dem bisherigen Pfleger seiner Kindheit nicht trennen. Aber ein ansehnliches Geschənk beruhigte diesen bald über den Verlust des Jungen, den er liebte, weil dessen Erwerb an der Landstraße einen Theil seiner Nahrung ausmachte. Selbst half er jezt Fritzen durch das Versprechen, ihn täglich zu besuchen, und durch Erzählug der vielen Spielereyen, die er erhalten würde, beruhigen, so daß dieser sich endlich in sein neues Schicksal fügte, und dem Prediger folgte. Die Fremden ertheilten ihm den Zunamen, Pohler, und verließen den Ort alsdann.

In den ersten fünf Jahren fiel nichts merkwürdiges vor. Fritz gedieh bey der Erziehung und Pflege des Pfarrers an Leib und Seele. — Gegen Anfang des sechsten Jahres erschien einer der beyden Unbekannten, welcher Fritzen zu sehen

verlangte. „Hab' ich doch immer gedacht," sagte er, als er ihn sah, mit einiger Verwunderung, „der Junge sey gestorben. Aber wie theuer werden hier Landes die Attestate verkauft?" — Der Geistliche versicherte ihn, daß keine Summe in der Welt ihn bestimmen könne, ein unwahres Zeugniß auszustellen, und daß den Zeugnissen, welche er über Fritzens Leben oder Tod an die Hamburger Addresse abgehen ließe, immer unbedigt geglaubt werden könnte. Der Fremde schied hierauf, nachdem er noch erinnert hatte, daß, wenn die Zeit verlaufen sey, für welche die Verpflegungskosten für den Knaben bezahlt seyen, wegen eingetretenen Umständen, weder er noch sein Freund etwas weiter für denselben zahlen würde, und daß daher der Pfarrer, wenn er hiernächst Fritzen von sich ließe, solches in das von ihm auszustellende Lebenszeugniß mit dem Anhange einrücken könne, daß ihm von dessen Leben oder Todte nichts weiter bekannt sey.

Würklich verlief das sechste und siebende Jahr, ohne daß Fritzens Pflegevater das für diesen bestimmte Geld erhielt. Der ehrliche Pfarrer lies sich hierdurch nicht irre machen, nährte und unterwies denselben mit gleicher Sorgfalt und Liebe wie zuvor, und schickte richtig zur bestimmten Zeit das erforderliche Zeugniß, über dessen Leben an das ihm angewiesene Handlungshaus nach Hamburg.

Bey Einschickung des letztern erinnerte derselbe auf eine bescheidene Art das rückständige Verpflegungsgeld und Fritze legte einen von ihm selbst in französischer Sprache geschriebenen und vom Pfarrer aufgesetzten Brief bey, worinn er seinem unbekannten Wohlthäter mit Innigkeit für seine Wohlthaten dankte, und ihn versicherte, daß, wenn er ihn auch würklich ganz vergessen haben sollte, so würde er doch nie die Edelthat desselben vergessen. Selbst sein letzter Athemzug würde noch seinen Dank erhalten.

Nicht lange hierauf kam von dem Hamburger Korrespondenten eine Antwort an den Pfarrer, welche nebst dem rückständigen Verpflegungsgelde einen Wechsel von 300 Louisdor's enthielt, um hiervon seines Pfleglings nun vermehrte Bedürfnisse zu bestreiten. Fritzens Wohlthäter, hies es darinn, habe ihn nicht vergessen, und werde ihn nie ohne Untetstützung lassen; man wisse sich indessen nicht zu erklären, durch welchen Zufall der Betrag des Kostgeldes und eines diesem angelegten Zuschusses für den jungen Pohler dem Pfarrer nicht zugekommen sey, da solches richtig jedes Jahr abgeschickt worden, und sollten daher, um für die Zukunft dergleichen Zufälle zu begegnen, die Gelder jederzeit durch das jetzt remittirende Handlungshaus zu Hamburg besorgt werden, an welches sich daher der Prediger in jeder Angelegenheit wenden sollte, übrigens ersuche man dringendst den Pfarrer, für die Gesundheit des jun=

gen Pohler die genauste Sorge zu tragen, wofür man ihn gewiß zu seiner Zufriedenheit belohnen werde. —

Nun hatte Fritz das 13 Jahr zurück gelegt, ohne das sich etwas bedeutendes eräugnet hätte, als sich ein Fremder einzige Zeit in dem Orte aufhielt, in welchem unser ehrlicher Pfarrer haußte, und zufälliger Weise dessen Bekanntschaft machte. Er nannte sich Baron Dauer, war, wie er sagte durch die schöne Lage des Dorfs und die Reitze der Gegend bewogen werden, dort einige Zeit sich selbst zu leben; übrigens ein reicher Guthsbesitzer, der sich und seinen Launen lebte, und jetzt reißte, um gute Menschen zu suchen. Es schien, daß er aus dieser letztern Absicht keine Gelegenheit versäume, des Pfarrers moralische Grundsätze zu erforschen, und seinen Karakter zu studiren. — Einige Monate hatte er sich schon im Dorfe aufgehalten, und sich indes mit Fritzen, den er vorzüglich lieb gewonnen zu haben schien, viel zu schaffen gemacht. Fritz ritt täglich mit ihm aus, und der Baron schien viele Freude an der Kühnheit des Jungen zu finden, mit der dieser ein Pferd ritt, welches selbst sein Bereiter nicht zu besteigen wagte, und damit über Hecken, Palisaden und die breitesten Gräben wegsetzte. Fritz erhielt jedesmal ein kleines Geschenk von ihm, wenn er diese gefährlichen Künste übte. Das frischte Fritzen immer zu neuen und größern Wagnissen an.

Einst hatte Fritz auf einem dieser Spazierritte über einen Graben gesetzt, und rüstete sich auf das Zusprechen des Barons und das Versprechen eines Federhuths, über einen tiefen Bach zu sprengen, der so breit war, daß der tollkühne Junge selbst an der Möglichkeit darüber zu kommen, verzweifelte. Indessen überwog bey ihm die Aussicht zu einem Federhuthe alle Bedenklichkeiten, er spornte sein Pferd an, und stürzte, wie es sehr natürlich war, mitten in den Bach.

Als er aus der Betäubung, in welche ihn dieser Fall versenkte, wieder erwachte, befand er sich in den Armen seines Pflegevaters. Hieher hatte ihn ein Bauer gebracht, der sich in der Nähe des abgelegenen Platzes, wo Fritz gestürzt war, befunden. Der Baron war, nach dem Sturz des Jungen, wie der Bauer erzählte, blos damit beschäftigt gewesen, sein Pferd an das Ufer zu ziehen. Auch wollte dieser gesehen haben, daß der Baron mit einer Pistole nach Fritzen, als dieser mit dem reißenden Bache kämpfte, und bald empor kam, bald untersank, in dem Augenblicke gezielet habe, als Fritz von dem Wasser gegen das Ufer zugetrieben ward, sich aber auf sein Pferd geschwungen habe, und davon gejagt sey, als er des Bauern ansichtig geworden.

Würklich bestätigte das Verschwinden des Barons, die Angabe des ehrlichen Bauers, und ein Brief, welchen derselbe des Abends zuvor von

der Post erhalten, und in der Tasche eines im Gasthofe zurückgelassenen Nachtkleids aus Unbedachtsamkeit stecken gelassen hatte, bestätigte diese noch mehr. Er enthielt in französischer Sprache folgendes:

„S. kann und will Ihnen keinen Pfennig mehr schicken, da Sie seinen Erwartungen so schlecht entsprechen. — Wenn Sie keinen Muth haben, und Ihres Balges Sicherheit Ihnen über alles geht, dann hätten Sie ein Geschäft nicht übernehmen sollen, das in jedem Betrachte nicht um den fünfzigsten Theil so schwer ist, als Sie es schildern. Da Sie, wie Sie schreiben, der blinden Ergebenheit des Knaben gewiß sind, so finde ich selbst nicht, wie Sie so viele Umstände machen. Kurz, S., den Sie jetzt schon über 300 Louisdor's kosten, will auch nicht einen Pfennig mehr zahlen, bis die legale Bescheinigung in seinen Händen ist, daß der Junge nicht mehr unter den Lebenden wandle."

R.

Das der angebliche Baron Dauer ein Betrüger sey, der in dem Solde eines mächtigen Bösewichts stehe, um irgend ein Bubenstück zu begehen, daran hatte der ehrliche Pfarrer nun weiter

keinen Zweifel; aber daß dies Bubenstück seinem Lieblinge gålte, davon konnte er sich noch immer nicht überzeugen. Denn wer in aller Welt konnte ein so großes Interesse davon haben, und eine so beträchtliche Summe daran wenden, um ein so unbedeutendes Geschöpf, als der Bettelfritze war, aus der Welt zu schaffen? — Zwar fiel' dem Pfarrer bey, daß Fritz ein Findling sey, und bisweilen stieg der Gedanke in ihm auf, daß doch jemand 300 Louisd'ors daran wagen könne, um eine Erbschaft von so viel tausenden zu erhalten, die vielleicht seinem Pfleglinge zukam. Da aber von dessen Existenz eigentlich niemand zu wissen schien, als jene zwey großmüthigen Fremdlinge, die sich auf eine so edle Weise seiner angenommen hatten, so konnte er auch hierin sich nicht finden, besonders da nach aller Wahrscheinlichkeit, die in der ganzen Gegend durch den Zusammenhang einer Menge dahin deutenden Umstånde für Gewißheit galt, Fritz nicht mehr noch weniger, als das Kind der Liebe eines Kammermådchens, eines benachbarten Edelhofes wåre, die eine Verbindung mit dem Hofmeister der adlichen Jugend unterhalten, und die Frucht dieser ausgesetzt hatte, um sich und des Kindes Vater, der von seinem Prinzipalen das Versprechen zu einer bald erledigt werdenden Pfarre erhalten hatte, nicht ausser Dienst und Credit zu bringen. Würklich hatte auch einst bey irgend einer Gelegenheit die Edelfrau das Weiszeug, worin Fritz

bey seiner Aussetzung gewickelt gewesen, als das ihrige anerkannt, und das Kammermädchen dieserhalb aus dem Dienste geschickt.

Es verstrichen nun wieder mehrere Jahre einfach und ohne Zufall. Die unbekannten Wohlthäter schickten so viel Geld, daß der Pfarrer nicht nur seines Pfleglings Bedürfnisse bestreiten, sondern auch noch für denselben ein nicht unbeträchtliches Kapital zurück legen konnte. Dieser war bereits so weit gekommen, daß er zuerst ein benachbartes Gymnasium, und dann die Universität bezog, wo er sich dem Studium der Arzneykunde widmete. Auch hier verfloß das erste Jahr ruhig, aber bald bestürmten die mannigfaltigsten Zufälle den armen Jungen, und durch eine Art von Wunder besiegte er diese.

Unter den Bekanntschaften, welche Fritz auf der Akademie machte, war die interessanteste mit einem gewissen Sandron, der im zweyten Jahre seiner akademischen Laufbahn die Akademie bezog, um gleichfalls Medizin zu studiren. Er war ein Pohle, der nach seiner Angabe die Arzneykunde nicht als Brodstudium, sondern aus Neigung treibe, weshalb er dann auch die Chemie zu seinem vorzüglichsten Studium machte. Er hatte schon einige Akademien besucht, und verrieth keine gemeinen Kenntnisse. Die Mannigfaltigkeit dieser, der Reichthum seiner Ideen, und der

ihm eigne glückliche Witz, obgleich er denselben überall blenden zu lassen, die Schwachheit hatte, machten ihn zum vortreflichen Gesellschafter. Ueber seiner Petillance vergas man, daß er bereits ein reifer Mann war, und er war darum für Jüngere nichts weniger als abschreckend. Das unbeständige, abspringende in seiner Haltung und Denkweise, das dem aufmerksamen Beobachter nicht entgieng, und die Teufelslarve, die er trug, diente manchen zum Grunde, um ihn für einen blos übertünchten höchst unmoralischen Menschen zu halten, der sich bemühe unter dem Firniß einer vortreflichen Ausenseite ein scheußliches Innre zu verbergen.

Noch ein andrer junger Mann, Namens Simon, ein Bayer von Geburth, ward Herzensfreund unsers Helden. Er studirte gleichfalls die Arzneykunde, war einige Jahre älter als Fritz und schon vor ihm auf der Akademie gewesen. Eine treuherzige Seele ohne Falsch, einsilbig im Umgange, aber grad und bieder, ein warmer, thätiger Freund. — Ein gewisses ihm unerklärbares Etwas stieß ihn eben so stark von Sandron zurück, als es ihn an Fritzen anzog. Sandron seinerseits, haßte die einförmige Figur, wie er Simon nannte, und bediente sich aller Kunstgriffe, und aller der Gewalt, die er über Fritzen hatte, um diesen von demselben abzuziehen. — Fritz dagegen war zu fest in seinen Grundsätzen, als daß seine Freundschaft für Simon, dem er noch

dazu für einige ihm erwiesene Gefälligkeiten Dank schuldig war, so leicht hätte geschwächt werden können. — Noch suchte Sandron Fritzen mit einem auf der Akademie lebenden Magister in Verbindung zu setzen, der aber zu wenig anziehendes für denselben hatte, als daß unter ihnen eine engere Vertraulichkeit hätte statt finden können.

Mit so wenigen Bekanntschaften lebte Fritz einfach und stille, und ohne sich gradezu auszuschließen, oder eigensinnig abzuziehen, vermied er es aus Temperament, seine Spähre zu erweitern, und sich in größere Zirkel auszubreiten.

Sandron hatte Fritzen seine Vorliebe für die Chemie mitgetheilt. Beyde machten zusammen eine Menge wichtiger und kostspieliger Versuche hierin, und bereicherten sich dadurch mit mannichfaltigen Kenntnissen. Einst bereiteten sie Stickgaze. Man hatte die Vorsicht unterlassen, ein Fenster zu öffnen, und das Unglück wollte, daß Sandron den Tiegel umstieß. Noch war derselbe im Fallen, als Sandron mit Pfeilschnelle davon eilte, und die Thüre des Gewachs hinter sich zuschlug. Mechanisch folgte ihm mit gleicher Eile Fritze, und fand die Thüre so fest zu, daß selbst die heftigste Gewalt, welche die Verzweiflung in einigen Anstrengungen ihn anwenden machte, dieselbe nicht zu öffnen vermochte. Noch hatte er Besinnung genug, mit geflügelter Eile

die Fenster einzuschlagen, und die frische Luft, die er nun einsog, verschaffte noch grade zur rechten Zeit seiner Lunge Erleichterung. So rettete er sich vor dem Ersticken, und gewann hierdurch Zeit und Kraft, auch die übrigen Fenster öffnen zu können, und so die Atmosphäre, die ihn umgab, zu verbessern.

Eben fieng er nach einer guten Weile an, sich von dem gehabten Schrecken zu erhohlen, als gauz sachte die Thüre von aussen mit einem Schlüssel geöffnet ward, und Sandron eintrat, der nicht wenig erstaunt zu seyn schien, ihn noch unter der Zahl der Lebendigen zu finden. — Bald und leicht war Fritze, der mit seiner arglosen Seele in diesem Zufalle nichts übles erwartete, hierüber beruhigt, und der ganze Vorfall vergessen.

Nicht lange darauf trug sich folgende Geschichte zu, welche ein noch weit zweydeutigeres Licht auf Fritzens Freund warf. — Es speißten nämlich die beyden Freunde in einem dem allgemeinen Vergnügen gewidmeten Landhause. Die Gesellschaft war zahlreich und vermischt. Ein dänischer Offizier, der zugegen war, drängte sich sogleich an Fritzen, und kam den ganzen Abend nicht mehr von seiner Seite. Es schien demselben karakteristisch eigen zu seyn, gerne zu disputiren, und diese Disputirsucht war mit einer rohen Poltronerie verknüpft, die bey längerer Un-

terhaltung immer sichtlicher ward. Fritz benahm sich gegen ihn mit jener Bescheidenheit die dem Manne von Erziehung immer eigen bleibt, und die nirgends liebenswürdiger absticht, als wenn er mit dem Poltron zusammenstößt. — Um nicht selbst zu warm zu werden, und dadurch sich in Händel zu verwickeln, versagte sich Fritze den Wein, wovon eine große Quantität verzehrt, und ihm von seinen Nachbarn, dem Offizier und Sandron zugetrunken ward. Gegen das Ende der Tafel ward letztrer immer unartiger, und bald schien es, als ob er absichtlich Händel suche. Lange wich Fritz denselben aus, bis er ihn endlich geradezu angriff, und als er sich zur Wehre setzte, und den ungezogenen Angreifer zurücke warf, sogleich zum Zweykampfe herausforderte. Fritz glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, diesen anzunehmen; da er aber die Wirkungen genossenen Weins spürte, und über seinen Gegner, der aller physischen Wahrscheinlichkeit nach, weit stärker betrunken seyn mußte, als er selbst, keinen Vortheil voraus haben wollte, so verlang er, daß der Kampf auf den andern Tag verschoben werden solle. Sein Gegner gab dies nicht zu, und auch Sandron bestand darauf, die Sache gleich auszumachen; er gieng daher mit diesem, Sandron und einem Offiziere, der sich zum Sekundanten selbst anboth und aller Protestationen Sandrons ungeachtet gleichsam aufdrang, in ein anderes schlechtbeleuchteres Zimmer. Man zog, und der sekundirende Offizier

bemerkte mit einer Empfindung von Widerwillen, die er sogleich laut werden ließ, daß des Dånen Klinge blau angelaufen war. „Ich bin ihr Sekundant, sagte er diesem, aber als ehrlicher Mann darf ich nicht zugeben, daß sie bey dem ohnehin sparsamen Scheine dieser wenigen Lichter mit einer Waffe kåmpfen, gegen welche alle Vertheidigung jetzt fast unmöglich ist." Gleichwohl gab auch hierin Fritz aus Eitelkeit nach, und es fand sich gleich bey dem ersten Gange, daß dessen Gegner einer der geůbtesten Fechter war, sich aber wenigstens darin verrechnet hatte, daß er die Lichter in einen Winkel zusammen, und Fritzen mit dem Gesichte gegen dieselbe gestellt hatte, da deren Schein in dessen blanker Klinge sich spiegelte, und so die Augen seines Gegners blendete. Eben dies entschied auch den Kampf zu Gunsten Fritzens, der sehr frůhzeitig einsah, daß er einen Kåmpfer vor sich hatte, dem er bey aller seiner Geschicklichkeit im Fechten bey weitem nicht gewachsen war. Blos die Blendung der Klinge war die Ursache, daß Fritz sich einige Zeit gegen seinen gewandten Gegner hielt, und daß dieser am Ende sogar in Fritzens Klinge stůrzte, als er eben einen måchtigen Stoß gegen diesen that, wodurch auch Fritz am Arme verwundet ward. Fritz und Sandron verbanden den Dånen so gut sich's thun ließ, und brachten ihn in sein Quartier, das Sandron, der denselben zuvor gar nicht hatte kennen wollen, nun recht zu wissen

schien. Dort bath dieser den Offizier, der ihm sekundirt hatte, eine kurze Zeit bey ihm zu bleiben, indem er ihm etwas zu entdecken wünschte. Von diesem erhielt dann Fritze am andern Tage ein Billet, das in folgenden wenigen und räthselhaften Zeilen bestand.

„Mein Ehrenwort und die Subordination meines Standes verbiethen mir, Ihnen mehr zu sagen, als Sie sind in zweydeutigen Händen. Hüten Sie Sich für Stockoitsch.“

Fritz suchte den Offizier auf, um wo möglich, von ihm wenigstens einiges Licht in dieser Dunkelheit zu erhalten; er war aber bereits abgereißt, auch sein Gegner war verschwunden, niemand wußte, wo er hingekommen war. Sandron dem er das erhaltene Billet zeigte, schien darüber betroffen zu seyn, gewann aber bald seine Fassung wieder, und man erschöpfte sich in Muthmasungen.

Einige Wochen nach diesem Vorfalle ward ein armer Student, dem Fritze eines seiner Kleider geschenkt hatte, ohnfern von Fritzens Wohnung des Nachts von einigen verkappten Räubern angefallen, und erhielt mehrere Dolchstiche. Er erzählte Fritzen des andern Tags, daß er bald ein Opfer seiner Wohlthätigkeit geworden wäre, indem das Kleid, welches er ihm geschenkt habe,

die Veranlassung zu dem Angriff auf ihn geworden sey, und daß die Mörder nur dann von ihm abgelassen hätten, als einer derselben ihn erkannt und den übrigen zugerufen habe, daß er nicht Pohler sey, gleich nach dieser Entdeckung entfernten sich die Mörder unter vielen Flüchen. — Auch Sandron war am nemlichen Abende verwundet worden, und erzählte Fritzen eine ähnliche Geschichte. — Man kam darin überein, daß der von Fritzen im Zweykampf verwundete Däne diesen Angriff geleitet, und auf diese unedle Art Rache an ihm habe nehmen wollen.

Noch beschäftigte sich der akademische Senat und die Polizey des Orts mit Untersuchung dieses Frevels, als schon wieder ein neuer zum Vorscheine kam. — Ein junger Mann, der seit einigen Wochen auf der Universität studirte, ward des Morgens in seinem Bette ermordet gefunden. Fritz war am Abende zuvor mit Sandron, welcher kurz vorher ihn mit demselben bekannt gemacht hatte, bey ihm gewesen, und wunderte sich daher gar nicht, als er vor den akademischen Senat berufen ward, um in dieser Sache auszusagen. Desto grösser war sein Erstaunen, als kurz darauf Wache erschien, die sich seiner bemächtigte, ihn mit Fesseln belud, und in das Akademische Kriminalgefängniß brachte.

Nach einigen Tagen entwickelte sich das schreckliche Geheimniß. — Man hatte in der Wunde

des Entleibten ein zweyschneidiges türkisches Messer gefunden, welches Fritzen zugehörte, und da dieser am Abende zuvor bey demselben gewesen war, so fiel natürlicher Weise aller Verdacht auf ihn. Hierzu kam noch, daß gerichtlich gegen ihn ausgesagt worden, er habe mit dem Entleibten einige Tage zuvor Streit gehabt, und dieser Streit habe sich bey jenem Abendbesuche erneuert. — Man wollte ihn keuchend, verwirrt und von Blute triefend um 11 Uhr in der Nacht, in welcher der Mord vorgefallen, haben nach Hause kommen sehen. Es war hierbey zugleich gegen ihn angezeigt worden, er habe seinen Freund Sandron einst angegriffen und ermorden wollen, welcher aber mit einer noch jetzt sichtbaren Wunde ihm entkommen sey. Kein Wunder also, wenn in dem Verhöre heftig in den armen Jungen gedrungen, und er als ein hartnäckiger Verbrecher behandelt ward.

Erschöpft von diesen Schrecknissen sank der Unglückliche im Gefängnisse, in das er zurückgebracht ward nieder, und ein hitziges Fieber war die Folge der gewaltsamen Anstrengung seines Geistes. Die Abwesenheit seiner Besinnungskraft dauerte mehrere Wochen. Als er seine Sinne wieder erhielt, befand er sich in einem reinlichen Gemache, worinnen er wohl verpflegt ward. Man machte ihm bekannt, der wahre Mörder des Getödeten sey seit einigen Tagen entdeckt, und er habe dem Gerichte nur noch einige Fragen

zu beantworten, um alsbald und mit Ehren seiner Haft entlassen zu werden.

Wirklich ward dies Verhör nach einigen Tagen abgehalten und bestand in einigen Fragen über die Verwundung Sandrons, und vorzüglich in der Frage, wo sich Fritz an dem Abende, an welchem jener verwundet worden, befunden habe. Fritz, der sich glücklicher Weise noch aller Umstände jener Zeit sehr genau erinnerte, beantwortete diese Frage bestimmt und wahr, und noch am nemlichen Abende ward er von allem Verdachte der gegen ihn geschehenen Anschuldigungen frey gesprochen, und dies Urtheil zur Herstellung seiner Ehre überall öffentlich bekannt gemacht.

Gleich am Abend seiner Befreyung als er zu Sandron eilte, um mit diesem die Freude über seine Rechlfertigung zu theilen, ward er unterwegs nahe an seines Freundes Wohnung von drey Menschen angefallen, die mit ihren Degen so heftig auf ihn eindrangen, daß er ihnen unterlegen seyn würde, hätte ein glücklicher Zufall nicht eben jenen Simon, von dem wir oben gehört haben, und der von nun an eine merkwürdige Rolle in der Geschichte unsers Helden spielen wird, herbey geführt. Dieser sprang sogleich, als er Fritzen in Gefahr sah, herbey, lähmte einen der Angreifer, und wand sich nun gegen den zweyten, der, da er bereits ermüdet war,

gleichfalls bald zu fliehen genöthigt ward. Augenblicklich faßte Simon den dritten, der beharrlich mit Fritzen fortkämpfte, und zog ihn zu einer Stelle, welche von dem Lichte eines benachbarten Hauses etwas erleuchtet war; Fritz riß ihm die Maske ab, aber eben so schnell ließen beyde ihn fahren, Erstaunen und Entsetzen lähmten sie, denn — es war Sandron.

Als die Polizey auf Simons Anzeige diesen am andern Morgen aufsuchte, war er entwichen; noch einige Studirende, welche bisher auf der Akademie studirt hatten, wurden vermiß. — Und nun entwickelte sich auch die Geschichte von Fritzens Verhaftung, da er auf das Anrathen seiner einsichtigern Freunde sich Einsicht der Akten erbath, und diese ohne Umstände erhielt.

Er schauderte auf, als er sah, daß bereits gegen ihn die Tortur erkannt war, welche man in den damaligen Zeiten nur gar zu leicht Platz finden ließ. Blos seine Krankheit, die zum Glücke für ihn eintrat, hatte den Vollzug derselben gehindert, und so sein Leben gerettet, da Fritz, wie er sich selbst überzeugt hielt, unter der Qual der Tortur, gleich so vielen andern unschuldig hingerichteten alles gestanden haben würde, was man von ihm verlangt hätte. Zu diesem Erkenntnisse auf die Tortur hatte Sandron und dessen Freund, der oben angezogene Magister durch ihre Aussagen den Stoff geliefert. Beson-

ders hatte erstrer ausgesagt: Fritze habe einige Tage zuvor mit dem Ermordeten Händel gehabt, und damals schon einen Dolch gezogen, als derselbe ihnen hiernächst Abends beym Nachhausegehen begegnet sey, und nur mit Mühe habe er ihn abgehalten, schon damals den Mord zu begehen. Am Abende des unglücklichen Vorgangs habe Fritz sich vorgenommen gehabt, sich an dem Ermordeten zu rächen. Sandron sey, um dies zu verhüten, zu ihm gegangen, wo ihm aber Fritz an der Treppe verwirrt, ängstlich und voll Blut begegnet, und mit einer Hast an ihm vorbeygerennt sey, als ob er ihn gar nicht bemerke. Da er des Ermordeten Thüre verschlossen gefunden, so habe er sich beruhigt und sey sofort nach Hause zurückgegangen. Er sey deshalb gezwungen, Fritzen für den Mörder zu halten, da er ihn als einen Menschen von höchst schlechten Grundsätzen kenne, der auch ihn schon einer geringfügigen Ursache wegen zur Nachtszeit mörderisch angefallen und verwundet habe, welches er ihm indeß verziehen habe; auch halte er sich aus mehreren Gründen überzeugt, daß er der Anstifter jenes gewaltsamen Angriffs auf jenen Studenten sey, welchen wir oben erzählt haben.

Mit dieser Aussage stimmten die Angaben des erwähnten Magisters und noch zweyer Studenten, welche Fritz gar nicht kannte, und die er sich nicht einmal erinnerte gesehen zu haben, überein. Dies,

und der Umstand, daß in der Wunde des Ermordeten das Fritzen zugehörige, die Gestalt eines italiänischen Dolchs habende zweyschneidige Messer, das Fritz einst von Sandron zum Geschenk erhalten, und dessen Eigenthum derselbe nicht abläugnen konnte, gefunden ward, waren allerdings so wichtige Anzeigen, daß schon die Hälfte zureichend gewesen wäre, um ihn nach dem leidigen Rechtsbrauche der damaligen Zeiten auf die Folter zu bringen.

Fritzens Krankheit unterbrach das gerichtliche Verfahren, und er befand sich eben in der oben erwähnten Krisis der Krankheit, als von dem Gerichte einer benachbarten Stadt über diesen Vorgang Erkundigung eingezogen ward. Man habe daselbst, meldete das Gericht, einen Betrüger eingezogen, der bisher bey mehreren Studenten auf dasiger Akademie den Aufwärter gemacht, und gleich bey dem ersten Verhöre sich zu mehreren Bubenstreichen, und unter andern auch zu diesem Morde bekannt habe. Einige hundert Thaler zu erhalten, die ihm nach vollführtem Morde versprochen worden, hätten ihn bewogen, einem Studenten mit einem Messer, das er auf dessen Tische vorgefunden, den Mord zu verüben. Die Aussage des Wechslers der das Geld ausgezahlt, stimmte mit dieser überein, und der Hauswirth des Ermordeten sagte vor Gericht aus, daß Fritz zwar des Abends zuvor bey dem Ermordeten gewesen, und Obst mit ihm gegessen,

zu welchem Fritz das Messer, das er stets in der Seitentasche seiner Beinkleider bey sich zu führen pflegte, gebraucht, und hernach aus Vergessenheit liegen gelassen hätte, daß hierauf der Getödete Fritzen das Geleit bis an die Hausthüre gegeben, und zwar lange, nachdem Sandron beym demselben gewesen, und beyde sehr freundschaftlich dort von einander geschieden seyen.

Der von Fritzen einst beschenkte und nachher verwundete Student hatte vor Gericht ausgesagt, daß Fritz am Abende seiner Verwundung gar nicht aus seinem Hause gekommen sey, und einige benannt, welche damals mit demselben zusammen gewesen, welche dieses dann auch bestätigt hatten.

Was Sandron, seinen sonst so warmen Freund, bewogen haben mochte, auf eine so niederträchtige Weise gegen ihn zu zeugen, und ihn, da dies mislang, sogar mit offner Gewalt anzugreifen, darüber konnte Fritz sich keine Aufklärung verschaffen, und es schien dies abermals unter die Räthsel zu gehören, woran sein Leben überhaupt so reichhaltig war.

Von nun an ward Simon Fritzens Herzensfreund, und dieser redliche Jüngling war würdig, es zu seyn. Beyde blieben von nun an ihr ganzes Leben hindurch unzertrennlich, und es verband sie eine Freundschaft, die selten, und vielleicht beyspiellos ist.

Beyde blieben noch ein Jahr auf dieser Akademie, und bezogen dann einige andere, während welcher Zeit sich kein merkwürdiger Zufall in der Geschichte unsers Helden ereignete, ausser daß einmal, als sie durch ein Gebüsch fuhren, auf sie geschossen ward, nachdem Fritz einige Stunden zuvor in einem Wirthshause in welchem sie Erfrischungen eingenommen hatten, ein Gesicht bemerkte, dessen er sich ohne es zu kennen, erinnerte, und das sich auf eine ziemlich auffallende Weise aus der Gaststube entfernte, sobald sich unsere Reisende dort niedergelassen hatten. Der Schuß war unschädlich gewesen, und der Justizbeamte der Gegend, welchem sie sogleich von diesem Vorfalle eine Anzeige machten, fand, als er die Gegend auf der Stelle durch Streifer durchsuchen ließ, nicht die mindeste verdächtige Spur.

Nachdem beyde Freunde die höchste akademische Würde erlangt hatten, beschlossen sie, auf Reisen zu gehen. Sie durchstreiften erst ihr Vaterland und bestimmten sich nun zu einer Reise durch Frankreich und Italien. Ohne einiges Abentheuer kamen sie in Paris an. Hier schien sich für Fritzen eine neue Quelle von Widerwärtigkeiten und Gefahren zu öffnen, die in den mannichfaltigsten und verwickeltsten Zufällen von nun an durch einige Jahre hindurch sein Loos waren.

Es war den beyden Freunden etwas auffallend gewesen, daß ihnen gleich vom Anfange ih-

rer Reise an eine Person folgte, die sie wie ihr Schatten zu begleiten und sich jedesmal verbergen zu wollen schien, wenn der Zufall machte, daß sie mit ihr zusammenstießen. Hatten sie sich an irgend einem Orte länger aufzuhalten, so schien sich auch dieser Mann da zu verweilen, und eilten sie an einem andern schnell vorüber, dann war dieser eben so geschwind ihnen auf der Ferse. Anfangs hatten sie sich darüber gelaunt, in der Folge war ihnen dies bedenklich geworden; da sie aber noch keine Unannehmlichkeiten hiervon spürten, so hielten sie sich nicht weiter darüber auf, überredeten sich, daß dies Zufall seyn könne, und hoften, daß wenn es auch mehr wäre, sie diesem Spåher im Gedränge des volkreichen Paris leicht aus den Augen kommen würden. — Wir werden sehen, in wie ferne sie sich hierin geirrt hatten.

In der ersten Zeit ihrer Anwesenheit in dieser berühmten Stadt widerfuhr ihnen nichts zweydeutiges. Sie waren bereits einige Wochen dort, hatten alles Merkwürdige gesehen, und wollten schon wieder abreisen, als Fritz eine weiblichen Bekanntschaft machte, die ihn um so fester anzog, da es die erste war, die ihm Interesse einflößte.

Die beyden Freunde pflegten jeden Abend in dem Palais Royal zuzubringen, und erst spät nach ihrem Logis zurückzugehen. Dort sahen sie meh-

rere Abende bey einem Restauratenr, an der Seite einer ältlichen Dame, ein Frauenzimmer, welches durch manche kleine Pruderien, durch welche die Weiber dem Herzen eines unerfahrnen Jünglings so gefährlich werden, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war eine schmachtende Brunette, mit dem Zuge frühen Leidens und stiller Duldung, jeder Zug ihres Gesichts bezeichnete die denkende Schwärmerinn voll kühnen umfassenden Gefühls. — Ein ausdrucksvoller weiblicher Kopf, der Theilnahme und Zuneigung gebietet; mit einem solchen Blicke und der Grazie und Haltung, welche ein vorzügliches Eigenthum der Französinnen ist, wodurch sie immer interessant werden, ohne eben schön zu seyn, verfehlt selten, Interesse für sich zu erregen. — Ihre Begleiterinn war eine Satanslarve mit einer Adlernase, spitzem Kinn, zahnlosem Munde und allen den Zügen im Gesichte welche in den vorigen Zeiten die Grundursachen waren, um gegen ein altes Weib auf Hexereyen zu klagen.

Die beyden Freunde waren anfänglich geneigt, dies intressante Geschöpfe für ein Lustmädchen und ihre Begleiterin für eine Kupplerin zu halten; aber die Art, mit welcher diese allen Zudringlichkeiten der sie umflatternden Männer auswich, die seelenvolle Unterhaltung, die sie mit ihrer Begleiterinn und einem ältlichen Manne, der sie zu kennen schien, pflegte, und selbst die Art, mit

welcher sie sich den beyden Jünglingen entzog, wenn diese sie anredeten, bewies ihnen das Gegentheil. Auch der Restaurateur versicherte sie auf ihr Befragen, daß es ein sehr achtungswürdiges Frauenzimmer, die Tochter eines Arztes, und seine Verwandtinn sey, welche blos dieser Verwandtschaft wegen bey ihm einspreche, und von den Spaziergängen, welche ihre Mutter ihrer Gesundheit wegen machte, bey ihm ausruhte.

Mehrere Abende waren verflossen, und noch hatte die schöne Unbekannte nicht viel mehr als einzle Worte mit höflicher, aber zurückstoßender Kälte auf die Anrede der beyden Freunde geantwortet, und eben darum war Fritzens Neigung zu ihr, ohne daß er es selbst wußte, desto stärker im Keimen. Endlich gab ein Zufall Gelegenheit, ihre nähere Bekanntschaft auf eine Art zu machen, die ein noch stärkeres Intresse in diese brachte.

Die schöne Fremde pflegte öfters mit ihrer Mutter bey dem Restaurateur zu Nacht zu speisen. Dies war auch die Gewohnheit der beyden Freunde. Einst hatten sie sich bey diesem Nachtessen verspätet, und schon waren die benachbarten Spaziergänge und Straßen leer, als man schied. Eben traten die beyden Freunde in eine Seitenstraß, als ein lautes Geschrey mehrerer weiblicher Stimmen, die um Hülfe zu flehen schienen, ihre Aufmerksamkeit erregte. Neugierde und

ihr gutes Herz trieben sie mit schnellen Schritten dem Orte zu, woher das Geschrey kam. Eine weibliche Gestalt wankte ihnen entgegen, weinend und händeringend flehte diese, wenn auch nur ein Funke von Menschengefühl sich in ihnen regte, zur Hülfe und Rettung ihrer Tochter an, die eben ein paar Bösewichter ihrer unglücklichen Mutter rauben wollten. Bald entdeckten sie auch das unglückliche Frauenzimmer, welches von 4 Bösewichtern umgeben, ohnmächtig in den Armen zweyer derselben lag. Mit ungestümer Hitze griffen sie diese an — die Feigen flohen. Noch haldtodt trugen sie die gerettete zu ihrer Mutter und erkannten beym Scheine der Laterne — die schöne Unbekannte.

Dieser Zufall führte nicht blos zur nähern Bekanntschaft, sondern auch zur Vertraulichkeit mit der schönen Unbekannten, die nun täglich von den beyden Jünglingen besucht ward, und bald gegen Fritzen nicht mehr gleichgültig zu seyn schien. Sie nannte sich Babette Maillot, war die Tochter eines vorlängst verstorbenen Arzts, und hatte nur ihre Mutter, keine Geschwister.

An die Abreise dachte nun Fritz nicht mehr, so sehr auch sein Freund, der überall Stoff zum Verdachte fand, hier wieder manches zweydeutig fand, und in seinen Freund drang, von Paris wegzureisen. Hier und da regte sich freylich auch

in Fritzen der Geist der Eifersucht und des Verdachts, wenn er einen Ludwigsritter bey seiner Geliebten antraf, da aber diese den unwillkommnen Besuch immer äusserst unbefangen mit einem „adieu mon cousin“ verabschiedete, und desfalls gar nicht verlegen ward, auch die Mutter ihm gesagt hatte, daß sie aus einer adlichen Familie abstamme, so war er hierüber nie lange beunruhiget, besonders, da es immer sichtlicher ward, daß die schöne Babette ihn liebe.

Inmittelst hatte Babettens Mutter, oder Madame Maillot, wie wir sie einstweilen nennen wollen, ein Landhaus vor Paris bezogen, und Fritz brachte mit Simon einen Theil der Abendstunden, die sie sonst im Palais Royal verlebt hatten dort zu. Ausser einem ältlichen Manne, einem Verwandten des Hauses trafen sie niemanden dort, und nach und nach benutzten die beyden Freunde das Zutrauen und die Gefälligkeit der beyden Damen so sehr, daß es bisweilen Mitternacht ward, ehe sie schieden.

An einem dieser Abende wurden sie beym Nachhausegehen von sechs bewaffneten Kerls umringt, und mit dem Degen angegriffen. Mit dem Rükken an einander gestellt, vertheidigten sich die beyden Freunde mit Muth und Verzweiflung. Einer von ihren Gegnern fiel, aber desto hartnäckiger setzten ihnen die übrigen zu, als die berittne Polizeywache, die der gute Genius der beyden

Freunde herbeyführte, herangesprengt kam, worauf ihre Angreifer entsprangen, und sich durch die nahe liegende Gärten davon machten. Die Polizeywache brachte die beyden verwundeten Freunde hinweg und nahm den am Boden liegenden Menschen mit, der noch zu athmen schien. Die genaueste Untersuchung, welche man über diesen Vorfall anstellte, war vergeblich, und alle Bemühung der sonst so geschickten Polizey, strandete an der Gewandheit dieser Bösewichter, die unentdeckt blieben. Der gebliebene war in ganz Paris unbekannt, nur aus einem in Pohlnischer Sprache geschriebenen Gebetbuche, das man in seiner Tasche fand., schloß man, daß er ein Pohle sey.

Kaum war die Gefahr überstanden, und die Wunden der beyden Freunde geheilt, als schon wieder ein neues Ungewitter sich über die Köpfe der beyden Jünglinge zusammen zog.

Nach ihrer Genesung setzten diese ihre Besuche bey der schönen Babette und ihrer Mutter nach wie vor fort. Man schien ungemein viel Theilnahme an dem Umfalle, der sie betroffen hatte, zu nehmen, vorzüglich schien Babette von der Zeit an schwermüthiger geworden zu seyn. Der heiße irrende Blick, der oft auf Fritzen mit einer Art von Wuth haftete, die Thränen, welche ihren Augen entstürzten, und die Zerrüttung, welche über ihr ganzes Wesen unverkennbar ver-

breitet war, zeigten von der Gluth einer Leidenschaft, unter welcher sie sich abarbeitete. Oft schien es, als wollte sie Fritzen etwas sagen, aber die Gegenwart ihrer Mutter, welche sie, da sie dies bemerkte, scharf zu beobachten schien, und sie nie mehr mit den beyden Deutschen allein ließ, verhinderte sie daran.

Einst fand sie gleichwohl Gelegenheit, Fritzen einen Zettel zuzustecken, der ihn auf die folgende Nacht zu einer festgesetzten Stunde in den hintern Theil des Gartens, der an ihre Wohnung sties, beschied, weil sie ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu sagen habe.

Fritz versäumte nicht, von seinem Freunde begleitet, sich zur bestimmten Stunde einzufinden. Babette schien sie erwartet zu haben. — „Was auch daraus werden mag, rief sie schluchzend ihm zu; retten Sie Sich und mich aus den Klauen der Hölle; man hat schreckliche Anschläge gegen Sie bereitet, und ich — edler unglücklicher Mann" — — — — Ein Strom von Verwünschungen unterbrach hier das schluchzende Mädchen, der aus dem Munde ihrer alten Mutter floß, die halbnackt auf Babetten losstürmte, ihr den Mund zuhielt, und mit Pfeilschnelle sie mit sich fortriß. — Gleich darauf fiel ein Schuß, dessen Getöse von einem fürchterlichen Schrey Babettens begleitet ward.

Die Szene war zu rasch und angreifend gewesen, als daß Fritz in der ersten Betäubung Ba-

betten hätte folgen können. Als seine zurückkehrende Besinnung dieses zuließ, eilte er dem Hause zu. Es war verschlossen und alles schien ruhig zu seyn. Simon riß ihm gewaltsam hinweg, ein ihnen unerklärliches Schrecken jagte die beyde Freunde hinter eine Hecke, an welcher in eben dem Augenblicke 4 Menschen vorüber eilten, die einander mit dem Zuruf zur Eile anfrischten, daß sie noch nicht weit hinweg seyn könnten. Auf Seitenwegen kamen sie in die Stadt zurücke, der ganze Vorfall schien ihnen ein Traum zu seyn.

Am andern Morgen, als sie sich eben über diesen Vorfall unterhielten, erschien zu ihrem nicht geringen Erstaunen Babettens Mutter, an dem Arme eines ältlichen Begleiters, welchen sie als ihren Verwandten aufführte, in der Wohnung der beyden Jünglinge. — Sie hätte, sagte sie, heute von ihrer Tochter erfahren, daß Fritz und sein Freund es gestern gewesen, welche vermuthlich auf einem Abendspaziergange sich ihrem Garten genähert und dort eine Unterhaltung mit ihrer Tochter gehabt hätten, die sie nicht unterbrochen haben würde, wenn sie gewußt, daß die beyden Freunde es wären, die mit ihrer Tochter sprächen. Sie könnte nicht zugeben, daß die Retter dieses unglücklichen Mädchens einem Mißverständnisse Raum gäben, oder dadurch beleidiget würden, und wolle lieber ihre mütterliche Eitelkeit zum Opfer bringen, indem sie den Zusammenhang der Sache erzählte. — Der

Tiefsinn, den die beyden Freunde an ihrer unglücklichen Tochter wahrgenommen haben würden, arte zu gewissen Zeiten in Abwesenheit des Geistes und wahren Wahnsinn aus, welches die eifrigsten Bemühungen der Aerzte bisher nicht ganz hätten verhüten können. Dann unterliege das unglückliche Mädchen ganz den exzentrischen Wirkungen ihrer irren Phantasie, träume von Gefahren und Gewaltsamkeiten, verkenne seine Bekannten und seine Mutter, und stelle bisweilen sogar wirklich Unheil an. Liebe zu einem jungen Grafen, ihren wahren Anverwandten, jetzt aber verheurather, und ein entschiedner Wollüstling, sey die Hauptursache dieses unglücklichen Zustandes. Dieser Wollüstling, der ihre Tochter ausschweifend liebe, und alles anwende, um seine Neigung zu ihr zu befriedigen, wähle immer die unglückliche Epoche, in welcher ihre Tochter den Anfällen dieser Krankheit unterliege, und die seit einiger Zeit seltner eintreten, und schneller vorüber gehen, aber immer sich durch untrügliche Anzeigen verkünden, um zu seinem niederträchtigen Zwecke zu gelangen. Da nun eben jetzt ihre Tochter in diesem traurigen Zustande sich befunden, so habe sie gemuthmaßt, als sie die Abwesenheit ihrer Tochter entdeckt, daß der Graf jetzt seine Absicht ausführen wollen, und so habe sie Fritzen für denselben angesehen. Dieserhalb habe sie ihre Tochter von ihm hinweggerissen, und die benachbarten Gärtner aufgefordert, ihn zu ver-

folgen, wo es dann ein Glück für die beyden Freunde gewesen sey, daß diese sie nicht angetroffen, weil diese wahrscheinlich keinen Unterschied hätten machen können.

Der Ton, mit welchem die Matrone dies erzählte, war der Ton der Wahrheit und des Schmerzes. Die Thränen, die sie während der Erzählung vergoß, Ausbruch des Muttergefühls, das sich nie erheuchlen läßt. Babettens Schwermuth und ein gewisses ihr eignes unheimliches Wesen war den beyden Freunden schon längst aufgefallen; auch gränzte der Zustand und das Benehmen Babettens am vorigen Abende mehr an Wahnsinn, als an Vernunft. So waren die Jünglinge bald über den Vorfall beruhigt, und die Besuche bey Babetten und ihrer Mutter wurden fortgesetzt.

Indessen ward Fritz, so ungerne er von dem Mädchen seines Herzens schied, doch grade durch die Entdeckung von Babettens Wahnsinn bestimmt, Paris zu verlassen, um sich nicht ganz von einer Leidenschaft verzehren zu lassen, welche bey den unglücklichen Verhältnissen dieses Mädgens hoffnungslos bleiben mußte. — Der Tag der Abreiße ward bestimmt, die Reise sollte nun nach Italien gehen, von wo man nach Deutschland zurücke kehren wollte. Traurend vernahm die schöne Babette diese Nachricht, und auch ihrer

Mutter schien dieselbe auffallend und höchst unwillkommen zu seyn.

Am Abende vor dem Scheidungstage wurden die beyden Freunde von Madame Maillot zu einem Scheidungsmale geladen. Man blieb bis tief in die Nacht, beym Scheiden begleitete Babette Fritzen, den sie gewaltsam seitwärts ziehen zu wollen schien. Die Mutter gieng leuchtend voran. Noch einige Schritte that diese und versank dann schnell in eine Tiefe, die sich unter ihr öfnete. „Ewiger Gott, ich bin es ja,“ rief sie, und noch hörte man nur ihr Röchlen. Babette warf 4. Kerls, die aus der Oeffnung herauf auf Fritzen losstürmten, die Gitterthüre vor, die diese gewaltsam zu öfnen sich bemühten. Simon sties mit dem Degen durch das Gitter; ein Schrey war der Beweis, daß er nicht gefehlt hatte. — Die beyden Jünglinge waren in einen unbekannten Hof gesperrt, vor welchem ihre Feinde wütheten, Babette ohnmächtig, die Gefahr mit jeder Sekunde größer. In diesem Augenblicke erschien die Polizeywache, die unsere Freunde schon einmal gerettet hatte. Fritz ward mit Simon und Babetten verhaftet; Babettens Mutter fand man in dem Gewölbe, in das sie gestürzt war, von mehreren Stichen durchbohrt. Die Angreifer waren entflohen, nur der getroffene röchelte noch am Boden; es war eben der Unbekannte, der den Jünglingen auf ihrer Reise überall nachgefolgt war.

Nach einigen Tagen wurden die beyden Jünglinge von dem Polizeylieutenant ihres Arrests entlassen, der ihnen die Warnung gab, genau auf ihrer Huth zu seyn, weil die Summe, die man daran gewendet habe, sie zu verderben, beweise, daß sie einen mächtigen und unversöhnlichen Feind hätten. Der von Simon getödtete Fremde hatte das Geschäft geleitet. Man hatte ihn für einen Engländer erkannt, der einst Buttler (Haushofmeister) gewesen sey. Babettens Mutter war an den erhaltenen Wunden gestorben. Daß sie mit dem Haushofmeister einverstanden gewesen, war dadurch erwiesen, daß sie die Arbeiter gedungen hatte, die das Mordgewölbe, das einen Theil des Hauskellers ausmachte, zurichten mußten. Weiter konnte ihnen der Polizeylieutenant nichts sagen. Vergebens verlangten die Jünglinge nach Babetten. Sie sey im Biçetre gut aufgehoben, hies es, aber alle Kommunikation mit derselben blieb versagt.

So sehr Fritz bisher gesäumt hatte, von Paris wegzureisen, so sehr beschleunigte er jetzt seine Abreise, weil er nun sich in Paris nicht mehr sicher hielt. Der Eigenthümer des Hauses, in welchem bisher die beyden Jünglinge gewohnt hatten, erzählte ihnen noch, daß an dem Tage, an dessen Abende sie jenes grauenvolle Abentheuer in dem Landhause der Madame Maillot bestanden hätten, ein Unbekannter sehr früh zu ihm gekommen sey, der ihm gesagt habe, die beyden Freunde

lägen ermordet in der Halle, in welcher man die Todtgefundenen auszusetzen pflegte; er mögte daher des andern Tages hingehen, diese anerkennen, nnd durch einen Notaire ein öffentliches Instrument darüber ausstellen lassen, welches er, der Unbekannte, gegen Erstattung der Auslagen und einer reichlichen Erkenntlichkeit nach einigen Tagen bey ihm abhohlen wolle. In der Halle habe er nicht einen einzigen Leichnam gefunden.

Von nun an hatten unsre Reisende, die von Paris nach Lyon und Marseille reisten, wenigstens einige Monate lang Ruhe, und eben dies bestärkte wieder ihren Vorsatz, nach Italien zu reisen, den sie, weil sie in diesem gefahrvollen Lande sich doppelt unsicher hielten, schon beynahe ganz aufgegeben hatten. Auch sties ihnen dort kein Unfall zu, so lange sie den nördlichen Theil Italiens bereißten. Mit ihrem Eintritte in Rom schien erst wieder ihr böser Genius zu erwachen, denn kaum waren sie hier angekommen als es ihnen auffiel, daß ein Mann, der sich immer sorgfältig in seinen Mantel hüllte, sie zu beobachten schien. In einer muthwilligen Laune insultirten sie diesen unberufnen Beobachter. Sie hatten bald Ursache, dies zu bereuen, da die Rache des Unbekannten sich durch Stilletwürfe, die mehrmals, wenn sie sich des Abends auf der Straße sehen ließen, nach ihnen geworfen wurden, zeigte, wenigstens glaubten sie dies aus der Rachgierde, die allen Italienern in so vorzüglichem Grade eigen ist, und ih-

rer Überzeugung, daß sie sonst niemand beleidiget hatten, folgern zu müssen. Daß diese Angriffe mit ihren übrigen Schicksalen in Verbindung stünden, glaubten sie um so weniger, weil sie bisher nichts verdächtiges bemerkt, und sich überhaupt sorgfältig bemüht hatten, unbekannt zu bleiben. Indessen machte dies doch, daß sie ihre Vorsicht verdoppelten; sie verwechselten daher ihr Quartier öfters, vermieden alle Verbindungen, giengen nie Abends aus, und besuchten nie abgelegene, aber sonst übelberichtigte Orte.

Aber eben dies schien die Anstrengung ihrer geheimen Feinde noch mehr aufzureitzen, und so wurden unsre Jünglinge bald überzeugt, daß diese Nachstellungen nichts anders als fortgesetzte Bemühungen eines Feindes waren, den nichts als ihr Tod befriedigen zu können schien.

Einst besahen sie Belvedere. Mit ihnen besah die dasige Kunstsammlung ein Deutscher, der sich nicht wenig zu freuen schien, in ihnen zwey Landsleute kennen zu lernen. Es war ein äusserst feiner und artiger Mann, der in wenigen Minuten den Jünglingen hohe Begriffe und Zuneigung eingeflößt hatte. Schon begann die Kälte derselben sich in Herzlichkeit aufzulösen, als einige Winke, die der Fremde dem Wärter gab, der sie herumführte, und ein Handgriff dieses letztern, durch welchen er dem Fremden etwas zuzustecken schien, ihre Vorsicht von neuem spannte. Man

schied endlich mit vieler Artigkeit, nachdem der Fremde sich noch nach der Wohnung der beyden Freunde erkundiget hatte, die vorsichtig genug waren, ihm diese nicht zu entdecken. Später machten die beyden Freunde gegen einander die Bemerkung, daß der Fremde leidenschaftlich Taback zu schnupfen geschienen, ihnen dann jedesmal eine Priese bot, und dann eine fast unmerkliche Bewegung an der Dose machte, weshalb beyde die Vorsicht gebraucht hatten, mit der Hand zur Nase zu fahren, den Taback aber jedes mal fallen zu lassen, daß dieser, während er den Zizerone machte, sie unendliche mal gefragt hatte, ob sie auch aufmerkten, und daß er und der Wärter Blicke wechselten, als Fritz einmal schläfrig zu werden schien.

Als zwey Tage darauf die beyden Freunde in einer Kirche der Messe beywohnten, die ein verschnittner Duca dort absang, ward im Gedränge des zahlreich herbeyströhmenden Volkes von einem Kerl mit einem Dolche nach Fritzen gestoßen. — Sein Freund wehrte den Stoß ab, faßte den Mörder und entwand ihm den Dolch, dieser aber riß sich loß, und entkam im Gedränge.

So überall von Gefahren umgeben, machten die beyden Freunde in gröster Stille Anstalten zur Abreise nach Venedig, als ein Vorfall, der sich am Abende vor ihrer Abreise ereignete, diese

nicht nur verzögerte, sondern selbst ihren ganzen Reiseplan änderte.

An diesem Abende giengen die beyden Freunde gegen ihre Gewohnheit etwas spät in der Nacht nach Hause. — Degengeklirre, unter welchem eine Stimme wehmüthig um Hülfe rief, drang aus einer ihrer Wohnung nahegelegenen Straße zu ihren Ohren. Sie näherten sich der Szene und sahen einen Menschen, der sich nur schwach gegen drey andere, die auf ihn eindrangen, vertheidigte. Als sie zu dessen Hülfe herbeyeilten, entflohen die letztern, der gerette sank ohnmächtig nieder. Sie brachten ihn in ihre nahe Wohnung, und erkannten dort in ihm — den Unbekannten vom Belvedere.

Erstaunen und Rührung war auf dem Gesichte des Geretteten gemahlt, als er seine Retter erkannte. Mit einer Art von Wuth warf er sich vor Fritzen nieder. „Mich, der ich sie verderben sollte, mich haben sie gerettet.“ — Man hohlte einen Wundarzt und bat ihn sich zu beruhigen und zu faßen. Als er sich erhohlt hatte, bat er die beyden Freunde um ihre Begleitung bis in sein nahe gelegenes Quartier. Als der Weg sich an den Ruinen des Cirkus einbog, lies der Fremde ein Pfeifgen ertönen, und in einem Augenblicke waren sie von einer Menge Menschen umgeben, die von allen Seiten her zusammenliefen. Der Unbekannte rief ihnen

einige Worte zu, und ehrerbiethig zogen sie sich zurücke. Jetzt umarmte er nochmal dankend die beyden Freunde, und versicherte sie seiner innigsten und unwandelbarsten Erkenntlichkeit. „Fodern Sie, sagte er, als er schied, keine Erklärung; es giebt Dinge, welche diese nicht vertragen; aber seyn Sie versichert, daß ich von nun an ihr Schutzgeist seyn werde, so weit meine Kräfte reichen. Geben Sie morgen Ihre Reise nach Venedig auf, Sie reisen Ihrem Verderben entgegen. Auf jedem andern Wege sind Sie sicher. Dies sey Ihnen der erste Beweis meines Dankes. Leben Sie wohl, wir werden uns wiedersehen.“ Zwey der Vermummten begleiteten die Jünglinge auf des Unbekannten Befehl nach ihrem Quartier zurücke.

Die beyden Freunde benutzten die Warnung des räthselhaften Unbekannten, und reisten nun nicht nach Venedig, sondern unmittelbar nach Neapel. In den öffentlichen Blättern lasen sie, daß um die Zeit ihrer Abreise, alle Wagen auf dem Wege von Rom nach Venedig von einer zahlreichen Bande bewaffneter Menschen angehalten und durchsucht, ohne daß jedoch einer der Reisenden beraubt oder sonst verunglimpft worden sey.

In Neapel gaben sich die Jünglinge andere Namen und lebten höchst eingezogen. Eben fiengen sie, ohngefähr in der dritten Woche ihrer

Anwesenheit daselbst, an, dem Zwecke ihrer Reise gemäß, die dortigen Merkwürdigkeiten zu besichtigen, als ein Brief, unter ihrem jetzt angenommenen Namen addressirt, ihnen bewies, daß ihre unbekannte Verfolger auch hier wieder ihre Spur erhalten hätten. Der Brief war von Rom aus datirt, und von dem Unbekannten geschrieben, welchen sie gerettet hatten. „Daß man noch nicht müde ist, Sie zu verfolgen, schrieb dieser, und daß man genau Ihre Spur hat, davon wird Sie dieser Brief überzeugen. An keinem Orte ist mehr Gefahr für Sie, und an keinem Orte vermag ich weniger, Ihnen nützlich zu seyn, als in Neapel. Eilen Sie, diese Stadt, und überhaupt, Italien zu verlassen. Der Weg, der Ihnen vielleicht der gefährlichste scheinen möchte, der Weg über Rom ist jetzt der sicherste für Sie. Reisen Sie gleich und rastloß; in 6 Stunden dürfte es vielleicht zu spät seyn. Um 8 Uhr kann der Ueberbringer dieses bey Ihnen seyn, um 11 Uhr tritt schon die Gefahr ein. Wenn Sie ganz sicher seyn wollen, dann lassen Sie Sich von dem Ueberbringer begleiten.“

„Jeronimo“

Die Jünglinge eilten, diesem Rathe zu folgen; in 2 Stunden waren sie schon auf dem

Wege nach Rom, begleitet von dem Unbekannten, der ihnen den Brief überbracht hatte. Nur einmal auf der ganzen Reise unterbrach dieser das Stillschweigen, das ihm Gesetz zu seyn schien. Es war gleich bey dem Thore Neapels, wo 2 Reuter in vollem Jagen an ihnen vorüber sprengten, bey deren Anblick dieser die Jünglinge aufforderte, sich rückwärts in den Wagen zu beugen, und ihr Gesicht zu verbergen. So kamen sie glücklich nach Rom.

Kurz nach ihrer Ankunft daselbst trat ein Mönch in ihre Wohnung mit einem Briefe Jeronimos, worin ihnen dieser für das Zutrauen dankte, das sie seiner Warnung und seinem Bothen bewiesen hätten, und ihnen nochmal anrieth, Rom gleich am andern Tage, und Italien so schnell als möglich zu verlassen. — Eine Krankheit, die Fritzen bereits auf der Reise befallen hatte, und jetzt immer zunahm, machte es unmöglich, diesen Rath zu befolgen. Sie meldeten dies ihrem großmüthigen Unbekannten Freunde durch den Mönch, und erhielten, bald von diesem die Versicherung, daß er Anstalten getroffen habe, die auf einige Wochen ihre Sicherheit verbürgten, und den Rath, sich eines gewissen Arztes zu bedienen, dessen Redlichkeit erprobt sey.

Bald genaß auch Fritz durch die Sorgfalt dieses geschickten Mannes von der schweren Krank,

heit, die ihn befallen hatte, und wartete nur seine völlige Erhohlung ab, um abzureisen, als ohngeachtet der Versicherung Jeronimos, daß für sie gesorgt sey, ein neuer Unfall den beyden Freunden zustieß, der unbedingt der schrecklichste und gefährlichste unter allen war, die ihnen bisher begegnet waren.

Unverhofft hatten die beyden Freunde einst in einer Kirche Babetten angetroffen. Sie war gleich bereit, den Jünglingen über jene verwickelte und gefährliche Vorfälle, an denen sie in Paris Theil gehabt, alle Aufklärung zu geben, die sie zu geben vermochte. Man verabredete deshalb ein Rendezvous, bey dem man sich von beyden Seiten richtig einstellte, und worin unsre Freunde wenigstens über den Zusammenhang jener Vorgänge Aufklärung erhielten, obgleich die Ursache, die diese veranlaßt hatte, immer noch im Dunklen blieb.

Babette war nichts mehr noch weniger, als ein Freudenmädchen, wie sie zu hunderten das Palais Royal bevölkern. Ein Engländer hatte sie mit auf Reisen genommen, und sie kam nach 2 Jahren nach Paris ohngefehr zu eben der Zeit zurücke, als die Jünglinge daselbst eintrafen. Ein Engländer, der sie vor Zeiten einigemal bey einem Lord, der zu ihren Begünstigten gehört hatte, gesehen, schloß sich dort an sie. Dieser

Mensch, der, wie sie wußte, vordem als Bedienter Dienste geleistet hatte, und in dürftigen Umständen gewesen war, erschien nun auf einmal mit dem Prunke eines reichen Lords. Babette haßte ihn, aber in den Umständen, in welchen sie sich befand, hatte sie keine andere Wahl, als entweder ganz in die Klasse der Gassennympfen zu sinken, oder sich unterhalten zu lassen. Die Freygebigkeit des Engländers, der sie wüthend liebte, begünstigte ihren entworfenen Plan, sich von dem Ertrage ihrer Reize ein Kapital zu sammlen, um von diesem einst leben zu können, wenn sie zur Tugend zurück gekehrt sey.

Die Eifersucht ihres Liebhabers gab ihr eine alte Kupplerin zur Aufsicht, eben jene, welche wir unter dem Namen Madame Maillot kennen gelernt haben. Bald entdeckte Babette, daß der Engländer, der sich Sir Scherf nannte, sich dieses alten Weibes auch noch zu andern Dingen, als zur Aufsicht über ihre Treue bediente.

Jeden Abend nahm die Alte Babetten mit in das Palais Royal zu einem Tracteur von ihrer Bekanntschaft, eben jenem, bey welchem die beyden Jüuglinge sie kennen gelernt hatten. Einst begleitete sie der Engländer dorthin, der sich aber, so wie er die beyden Freunde eintreten sah, zurückzog. Ganz gegen seine Gewohnheit äusserte dieser viel Freude darüber, daß Babette Fritzens

Aufmerksamkeit gefesselt hatte, und schien ausser sich vor Freude über einen Plan, den er hierauf bauen wollte.

Das drückende ihrer Lage und zugleich die Delikatesse, die ihr eigen und eine Folge ihrer guten Erziehung war, die selbst ihr entehrendes Gewerbe nicht ganz verwischen konnte, gab Babetten ein melancholisches, schwärmerisches Ansehen, dieses verbreitete sich über ihr ganzes Wesen. So sehr Scherf sich sonst immer bemüht hatte: dies sauertöpfische Wesen, wie er es nannte, zu vermischen, so sehr bat er sie nun, es beyzubehalten, weil er Fritzen für einen unerfahrnen Schwärmer hielt, und daraus den Schluß zog, daß dieser Anstrich der Koeder für ihn werden müßte. Nun ward Babette in das Palais Royal geschleppt, und ihr das Betragen genau vorgezeichnet, das sie beobachten sollte. Ein Zuwachs von Zwang, der ihr die Rolle, welche sie spielen sollte, nur noch mehr erleichterte und natürlicher machte.

Die Freygebigkeit des Engländers gegen sie, vermehrte sich in der Maaße, als sein Plan zu gelingen und zu reifen schien. Mit Jubel vernahm er von dem Restaurateur, der in das Interesse gezogen war, daß Fritz mit dem gespanntesten Interesse sich nach der schönen Unbekannten erkundigt, und von diesem eine Mähre aufgebunden erhalten hätte, mit der er auf diesen Fall längst versehen worden.

Es war nun nach Scherfs Plane Zeit, daß die Jünglinge Babettens nähere Bekanntschaft machten. Er wollte dies auf eine Art thun, die das Interesse, welches die beyden Freunde an derselben zu nehmen schienen, noch höher spannte. Er schloß nach allen Regeln der Erfahrungsseelenkunde sehr richtig, daß er Babetten den beyden Jünglingen nicht interessanter machen könne, als wenn er diese in eine Lage brächte, in welcher jene ihre Retter würden. Er legte daher die angebliche Entführung an, in welcher er selbst mit ein paar gedrungenen Burschen die Rolle des Entführers spielte, und Babetten würklich so abängstigte, daß sie ohnmächtig ward. Als Fritz mit seinem Freunde auf das Geschrey der alten Kupplerin zur Hülfe herbeyeilte, entsprang er lachend und froh, daß sein Plan gut gelungen war.

Babette erhielt nun die Weisung, die Bekanntschaft mit Fritzen lebhaft zu erhalten, und sich seines Vertrauens zu bemächtigen. Reichliche Geschenke belohnten sie, so wie sie dem Plane des Engländers zuzuarbeiten schien. Bald darauf mußte sie mit ihrer vorgeblichen Mutter ein Landhaus vor Paris beziehen, in welchem zugleich noch einige Menschen, die Eingeweihte in Scherfs Plane zu seyn schienen, und sich für Ludwigsritter ausgaben, wohnten, wovon dann, wie wir gehört haben, Fritz verschiedenemal einige bey Babetten antraf. Diese hatte man dahin abgeschickt, um seine Eifersucht zu reitzen, und

so seiner Leidenschaft immer mehr Schwung zu geben. Eben diese waren es auch, welche die beyden Freunde auf dem Rückwege von Babettens Wohnung angefallen und verwuudet hatten.

Babette hatte diesen Angriff für einen Erguß von des Engländers Eifersucht gehalten; und versuchte vergebens, sich diesen Widerspruch in der Denkart dieses Mannes zu erklären, der sie zwang, einem Jünglinge Fesseln anzulegen, und diesen bestrafen wollte, weil er sich solche anlegen ließ. Uebrigens schien ihr der Engländer ein eben so zweydeutiger als gefährlicher Mensch zu seyn. Bald indeß erhielt sie Beweise, daß etwas ganz anders, als Eifersucht bey Scherf zum Grunde lag.

Scherf gab ihr nemlich ein Pulver, welches sie Fritzen im Getränke beybringen sollte, und versprach ihr dafür ein Geschenk von 100 Louis d'ors. Die Größe dieses Versprechens machte Babetten aufmerksam. Sie stellte daher mit dem erhaltnen Pulver einen Versuch an einer Katze an, und diese starb bald darauf unter heftigen Zuckungen. Mit Abscheu gab sie den Rest dem Engländer zurücke, und versicherte ihn, daß, hätte er Königreiche zu bieten, er zu arm seyn würde, sie zu einem Bubenstücke der Art zu erkaufen. Schäumend vor Wuth zwang ihr der Bösewicht, mit vorgehaltener Pistole den Eyd

der Verschwiegenheit ab. — Auch wiederrieth die Alte, die sich ihrer annahm, sich dieses Mittels zu bedienen, weil es zu leicht durch Unvorsichtigkeit auch ihnen gefährlich werden konnte.

Als in der Folge der Elende ohne allen Rückhalt mit seinen Verbündeten Plane zu Bubenstreichen ausheckte, um Fritzen zu verderben, litt das Mädchen Höllenangst, da es den Jüngling würklich liebte. Da sie einsah, daß ein Zeichen von Misfallen Fritzens Feinde nur vorsichtiger machen, und sie diesem dadurch geradezu schaden würde, so bemühte sie sich, mit diesen schändlichen Planen einverstanden zu scheinen. Hierdurch ließ sich die edle Gesellschaft auch wirklich überlisten. Desto weniger entgieng dieser Kungriff der alten Kupplerinn, und diese warnte öfters die Verbündeten vor Babetten, aber diese achteten nicht darauf. Die Lage des armen Mädchens war schrecklich, seitdem sie die Gefahr der beyden Freunde, und die Rotte kannte, unter welche sie gerathen war. Selbst die Flucht war ihr unmöglich gemacht, da die Alte jeden ihrer Schritte bewachte, weil sie so etwas zu ahnden schien. Dieses peinliche Verhältnis, und die eckle Liebkosungen eines Bösewichts, den sie verabscheute, und doch sich überlassen mußte, versetzte sie in jene traurige Stimmung, welche unsern Jünglingen würkliche Schwermuth zu seyn schien. Dies alles machte die Mähre, welche die Alte den Jünglingen mittheilte, als wenn Ba-

bette mondsüchtig sey, und öftern Anfällen der Melancholie unterliege damals um so wahrscheinlicher.

Schon seit einiger Zeit arbeitete, wie Babette wußte, Scherf mit seiner Rotte und einigen Taglöhnern, mehrere Stunden der Nacht, um ein Gewölbe mit einer Fallthüre in dem Vorhofe herzustellen, durch den man von der Straße in das Haus kam. Dieser war mit platten Steinen bedeckt, die an dem Orte des Gewölbes, wenn man einen Riegel hinweg zog, bey dem leisesten Tritte, zusammenfielen, und die Last, welche auf sie drückte, in ein tiefes Gewölbe senkten, welchen aufzuräumen sich jetzt die verworfene Gesellschaft beschäftigte. Die Ursache warum diese das Gewölbe errichteten, werden unsre Leser errathen.

So froh Babette anfangs war, hierdurch von den nächtlichen Besuchen des Bösewichts befreyt zu werden, so sehr verstärkte sich doch ihre Angst. als sie vernahm, daß die Arbeit sich ihrer Vollendung nahe. Ein schreckliches Gemählde, das einst Scherf mit der Freude eines Teufels von dem Gewölbe und seinem Zwecke entwarf, stürzte sie in Verzweiflung, weil sie noch keine Gelegenheit gehabt hatte, Fritzen zu warnen. Da sie stets von der Alten bewacht ward, wählte sie das Mittel, ihn durch das bewußte Billet, zu jener nächtlichen Zusammenkunft in den Garten

einzuladen, weil sie wußte, daß zu dieser Zeit Scherf an der Arbeit in dem Gewölbe sey. Die Alte hoffte sie, würde sie alsdann nicht beobachten, weil sie nicht wissen konnte, ob nicht Scherf sich bey ihr befinde. So stieg sie auf einer vor ihrem Fenster befindlichen Planke in den Garten. Zum Unglücke zerbrach diese, als sie hinabstieg. Dies Getöse weckte die Alte. Darum konnte Babette von Schrecken betäubt nur in abgebrochenen Worten und fast nur in unartikulirten Tönen den Jünglingen jene unzusammenhängende Warnung zurufen, welche wir oben gehört haben.

Die Alte sprang so wie sie das Getöse hörte, gleich nach Babettens Zimmer. Da sie dies leer fand, eilte sie ihr auf der Ferse nach und riß sie zurück. Im Hause knebelte man ihr den Mund mit einem Tuche, während dem Scherf und seine Konsorten herbeygerufen wurden. Diese schossen in der Hitze nach der Alten, und hätten diese beynahe getödtet, dann durchsuchten sie den Garten, wo sie Fritzen, den sein Freund, von einer leisen Ahndung erfüllt, bereits hinweggebracht hatte, nicht mehr fanden. Sie eilten ihm daher auf dem gewöhnlichen Wege nach, verfehlten ihn aber, weil, wie wir gesehen haben, glücklicherweise in dem Augenblicke, wo sie sich denselben näherten, eine wohlthätige Hecke die beyden Freunde verbarg.

Wüthend kehrten sie daher zurück, und nun ergieng eine Art von Folter über das unglückliche

Mädchen, um von ihr das Geständniß zu erpressen, was sie den Jünglingen gesagt habe. Scherfs Konsorten wollten sie ermorden, auch die Alte stimmte dafür: Nicht ohne Mühe rettete Scherf noch die Unglückliche. Man zwang sie nun nochmal unter den schrecklichsten Drohungen, die genauste Verschwiegenheit endlich anzugeloben, und kam nach mehreren Berathschlagungen dahin überein, daß die Alte des andern Tags den beyden Jünglingen die allerdings wahrscheinliche Mähre von Babettens Wahnsinn überbringen sollte.

Von dieser Zeit an, konnte Babette Frizzen nicht einmal mehr ein Billet zustecken, um sie zu warnen. Zuvor hatte sich die Alte bisweilen noch, obgleich nie weiter, als in ein Nebenzimmer entfernt, worin gewöhnlich einer von Scherfs Bande auflauerte; jetzt ließ diese Babetten nie mehr aus den Augen, und beobachtete jede ihrer Bewegungen.

Als kurz darauf Fritz seine und seines Freundes Abreise ankündigte, und Babette keine besondere Anstalten zu dessen Morde bemerkte, bereitete sie aus Vorsicht selbst alle Speisen zu, welche für die Freunde bey dem Abschiedsmahle bereitet wurden, und hatte nur eine leise Ahndung, daß diesen Abend von der Falle an dem Gewölbe Gebrauch gemacht werden könne, weil man ihr dies sorgfältig verborgen und die Miene angenom=

men hatte, als habe man gegen die Jünglinge weiter nichts gefährliches mehr im Sinne. Doch setzte sie nicht alle Vorsicht bey Seite, und lies beym Abschiede die Alte mit dem Lichte vorangehen, während sie selbst mit Fritzen derselben folgte, und diesen immer so zu leiten suchte, daß er stets in die Fußtapfen der Alten trat, da sie wohl denken konnte, daß diese, wenn hier ein gefährlicher Anschlag angezettelt sey, es so einrichten werde, daß sie nicht mit in die Falle gerathe.

Die Alte hatte die Absicht, nahe am Rande der Falle vorbeyzuschreiten, und die beyden Freunde so zu leiten, daß diese in dieselbe hineinstürzen müßten; aber geblendet von dem Lichte schritt sie zu weit auf die Seite, und fiel auf die Seite, da Simon, der sie führte, augenblicklich seitwärts sprang, selbst und allein durch die Falle in das Gewölbe hinab, wo sie in dem Wahn, es sey einer der beyden Jünglinge, die Dolche von Scherf und seiner Bande empfiengen.

Als die Mörder ihren Irrthum inne wurden, sprangen sie schnell aus dem Gewölbe, in der Hoffnung, daß ihnen dennoch ihr Opfer nun nicht wohl mehr entgehen könne. Babette, die dies sah, warf ihnen daher das Gitter vor, das den Hof von der Straße schied, wo dann Simon durch einen glücklichen Stoß den Anführer der Horde, Scherf, zu Boden streckte.

Die Polizey unterrichtete sich über diesen Zusammenhang, wovon auch ihr die Gründe verborgen blieben, und Babette ward zur Strafe für das Gewerbe, das sie getrieben, eine Zeitlang in das Biçetre gesperrt, von wo sie, nachdem sie entlassen worden, zum zweytenmale mit einem Engländer auf Reisen gieng, wo sie dann die beyden Freunde in Rom antraf.

Die Jünglinge dankten dem Mädchen, und belohnten es reichlich für seine Redlichkeit, indem sie sich zugleich bemühten, sie von der unglücklichen Bahn, auf welcher sie wandelte, abzubringen. Babette versicherte, daß sie bey ihrer Zurückkunft in Frankreich ein Gewerbe aufgeben wolle, welches so wenig zu ihrem übrigen Karakter paße.

Am andern Tage erschien ein Bedienter bey den Jünglingen, der ihnen einen Brief von Babetten einhändigte, worin sie eingeladen wurden, den Abend nach einem darin bezeichneten Platze zu kommen, von wo man sie abholen würde um ihnen eine höchst wichtige Entdeckung zu machen. Die Freunde säumten nicht, sich einzufinden. Der nemliche Bediente, der ihnen Babettens Schreiben gebracht hatte, holte sie von dort ab, und führte sie in einen nahegelegenen Pallast, der, wie er sagte, dem Kardinale Neri zugehörte. Tief in dessen innern Höfen öffnete er ein Zimmer, in welches er die beyden Jünglinge eintreten und sie dort warten hies, indem er die Thüre wieder

hinter ihnen abschloß. Nach einigen Minuten erschienen acht Kerls mit Fackeln, von einem Mönche begleitet. Einer derselben kündigte den Jünglingen kurz an, daß sie sterben müßten, und daß man ihnen nur noch 10 Minuten Zeit gäbe, um dem mitgekommenen Mönche zu beichten. Beyde wollten sich zur Wehre setzen; man entwaffnete sie, und spottete ihrer mit dem empörendsten Hohne.

Schon war ein guter Theil der gestatteten Todesfrist verflossen, und schon ward auf den Teufelslarven der Mörder die Mordlust immer sichtbarer, als schnell die Thüre geöfnet ward und mehrere Menschen eintraten, die die vorige entwaffneten und hinwegführten. „Seyd ruhig, rief eine Stimme den Jünglingen zu, euch wird nichts zu Leide geschehen." Fritz und Simon befanden sich nun wieder im Dunkeln und hatten eine gute halbe Stunde Zeit, Betrachtungen über ihr so sehr verwickeltes Schicksal anzustellen.

Endlich ward die Thüre wieder geöffnet. Man gab den beyden Feemden ihre Degen zurücke, und bat sie zu folgen. Durch mehrere Gemächer, Gewölbe und Gänge brachte man sie auf einen freyen Platz, den eine Menge Menschen, die militärische Reihen bildeten, bedeckten, und viele Fackeln beleuchteten. Ein bewaffneter Haufe führte einen Menschen in die Mitte, den eben der Mönch

begleitete; welcher kurz zuvor die Jünglinge zum Tode hatte bereiten sollen. Dort kniete er nieder und einige Schüsse endeten das Leben dieses Bösewichts. — Die Jünglinge erkannten in ihm den Anführer der Mörder, der ihnen zuvor ihr Todesurtheil angekündigt hatte, noch mehr — sie erkannten Sandron, den wir längst kennen, der sich durch die über sein Gesicht herabhangenden Haare, die jetzt zurückgebunden waren, entstellt hatte.

Mit einer Art von Ehrerbietung führte man die erstaunten Freunde bis vor ihr Quartier zurücke. Die Szenen, die so eben vor ihnen vorbeygerollt waren, schienen ihnen ein Traum zu seyn.

Am andern Morgen besuchte sie Jeronimo, und nun erhielten sie von ihm abermal eine Art von Aufklärung, die grade wieder geeigenschaftet war, das Räthsel, welches sie zu umwalten schien, noch verwickelter zu machen. Von ihm erfuhren sie die Folge der Verfolgungen, die sie in Italien erlitten, und seine eigne merkwürdige Schicksale, von welchen wir hier nur den Theil einschalten wollen, der die Geschichte unsrer Helden, aufklärt.

Jeronimo war der natürliche Sohn eines Kardinals, den dieser mit einer adlichen Römerin erzeugt hatte. Seine beyden Eltern gehörten

zur Familie des damals regierenden Pabsts, und der kleine Jeronimo, dessen Geburt man in ein künstliches Dunkel hüllte, war der Gegenstand allgemeiner Zärtlichkeit, sowohl der Kardinal als dessen Oheim, der Pabste überhäuften ihn mit Schätzen, um hierdurch den Makel der Geburt der damals noch eine Menge widriger Folgen für den unschuldigen Theil — das Kind der Liebe — hatte, zu tilgen.

Nach dem Tode des Pabsts ward der Kardinal Mitwerber um die dreyfache Krone; sein Todfeind siegte über ihn bey der Konkurrenz, und ward von diesem Augenblicke an doppelt sein Feind. Alles was der vorige Pabst gethan hatte, warf der neue um, alle dessen Anstalten wurden vernichtet, alle seine Lieblinge gedrückt. — Unter diesen letztern war vorzüglich der junge Jeronimo der Gegenstand des Hasses des neuen Regenten. Die Geschichte seiner Geburt ward dem Publicum öffentlich mit den widrigsten Farben zur Schau ausgestellt; seine Mutter in ein Kloster gesperrt, er selbst, der Unschuldige, aller der Geschenke beraubt, die er von dem vorigen Pabste erhalten hatte, und die nun als Kirchengut zurückgenommen wurden. Da über dies sein natürlicher Vater nicht lange nachher, muthmaslich an empfangenen Gifte starb, so erhielt er auch aus dessen Rücklasse nichts. So auf die Gasse geworfen, wuchs der arme Knabe von den

Brosamen auf, die man in den Klöstern ihm zuwarf, bis ein alter Arzt ihn aufnahm, und ihn zum Gehülfen in seinen chemischen Arbeiten brauchte. Nach dessen Tode fand ihn der Chef einer Banditenbande des Nachts auf der Straße. Dieser nahm ihn in sein Corps auf, in das Jeronimo um so lieber trat, weil sich ihm hier einige Aussicht zur Rache gegen seine Feinde öfnete.

Jeronimo hatte gute natürliche Anlagen, ein edles theilnehmendes Herz und hellen Verstand; er hatte sich bey allen Gelegenheiten Kenntnisse gesammelt, in denen er stets fortrückte. Hierzu kam der ungemeine Muth, den er bey allen Gelegenheiten bewieß. Durch diese Eigenschaften gelang es ihm, als der bisherige Chef der Bande in einem Gefechte blieb, einmüthig zu ihrem Anführer erwählt zu werden. Hier verschaften ihm seine Talente einen seltnen Glanz. Bald vereinigte er sämmtliche in Rom und der dasigen Gegend herumstreichende Banditengesellschaften unter sein Kommando, und brachte militärische Zucht und strenge Disziplin, und so gewissermaßen Ordnung unter diese regel- und morallose Menschen. Unter seiner Anleitung breitete sich die Bande immer mehr aus, und nichts war vor ihrer Einwürkung sicher. Ihre Spione drangen in alle Geheimniße. Menschen aller Art, jedes Standes und Ranges standen in ihrem Solde,

oder waren ihre Mitglieder. Die Polizey hatte den Kampf gegen sie, den sie lange vergebens geführt hatte, endlich aufgegeben, jetzt schien eine Art von Verbindung zwischen beyden obzuwalten. — Als der Pabst, der Jeronimo'n elend gemacht hatte, längst schon nicht mehr war, blieb dieser gleichwohl immer noch bey der Bande, aus dem würklich großen, heroischen Beweggrunde, weil er einsah, daß ohne ihn das Ganze sich wieder auflösen, und dann unendlich mehr Unheil entstehen würde, wenn der einzige Zügel, der diesen zusammengelaufenen Auswurf der Menschheit noch in Schranken zu halten vermochte, zerreißen würde. — In der Folge hat er seine Bande in einen Krieg geführt, in dem fast alle, und er selbst für das Vaterland gefallen sind, und so Rom und die Welt von einer Menge Ungeheuer befreyt.

Bey diesem Anführer einer allgemein gefürchteten Rotte, hatte vor mehreren Jahren ein Glied Urlaub genommen, um zu seiner Familie nach Pohlen zu reisen, um dort sein Heil zu versuchen, und, fände er es nicht, dann wieder zu kommen. Es war einer der verschmitztesten, aber auch zugleich der feigsten Kerls bey der ganzen Bande, ein Pohle von Geburt, Stokoitsch mit Namen, der natürliche Sohn eines Starosten. Als Jüngling schon von seinem Vater verjagt, weil er einen Anschlag auf dessen Leben und ein

falsches Testament geschmiedet hatte, welches bey des entdeckt worden war.

Dieser Bösewicht hielt sich unter dem Namen Sandron lange in Deutschland auf, und kam endlich nach einigen Jahren zur Bande zurück, wo er zugleich 200 Zechinen, das Doppelte des Preises, für einen Mord zur Bundeskasse einlieferte, und noch doppelt so viel versprach, wenn man einen legalen Schein über den Tod Fritzens, dessen Aufenthalt in Rom er ausgekundschaftet hatte, abliefern würde. Da die Bande zwischen Fritzen und Simon nicht genau unterscheiden konnte, und es den meisten Mitgliedern denselben auf einen Mord mehr oder weniger nicht ankam, so sollte letztrer mit gemordet werden. Von daher kamen also die vielfachen Angriffe auf das Leben der Jünglinge in Rom, welche zum Glücke für sie immer mißlangen.

Eben dies Mißlingen ward eine Aufforderung für die Bande, alles anzuwenden, um durch Vollführung des Mords ihre Ehre vor den Spöttereyen des Stokoitsch zu retten. Dieser, der sich nur immer damit beschäftigte, die Jünglinge überall zu beobachten, und jeden ihrer Schritte verhüllt zu verfolgen, um dann es der Bande anzuzeigen. Das öftere Wechseln ihres Quartiers, welches, wie wir gesehen haben, die

Freunde aus Vorsicht thaten, führte indessen diese irre und Jeronimo, der nicht leicht einen Mord begieng, entschloß sich daher, es möge kosten, was es wolle, der Sache selbst ein Ende zu machen.

Er schloß ganz richtig, daß die Jünglinge wie alle Fremde, die merkwürdigsten Orte und Gegenstände Roms besichtigen würden, und gab daher den Aufsehern über solche, die sich nemlich im Solde der Bande befanden, ihre bestimmte Weisungen, indem er selbst sich täglich bey denselben einfand. So traf er dann einst die Jünglinge im Belvedere. Von dem dortigen Aufseher ließ er sich eine Dose zustellen, die er ihm, um davon gegen die Jünglinge Gebrauch zu machen, bereits zuvor gegeben hatte. Als er sah, daß diese an seiner Unterhaltung Geschmack fanden, wollte er diesen seinen Plan selbst vollführen, weil er den Aufseher für zu ungeschickt hielt. — In den Taback, den diese enthielt, hatte er ein sehr feines Gift gemischt, das die Würkung hatte, erst einzuschläfern und dann zu tödten. In dem untern Theile derselben, welcher einen Verschluß enthielt, befand sich gesunder Taback, und ein kleiner Druck reichte zu, um diesen Behälter hinweg — und jenes, welches das Gift enthielt, vorzuschieben. — Auf diese Art konnte der Besitzer dieser Dose den unschädlichen Taback selbst nehmen, und der Würkung des Giftes bey denen, denen es galt,

gewiß seyn. Dies war auch die Ursache, warum Jeronimo die Jünglinge öfters fragte, ob sie keine Anwandlung vom Schlafe fühlten.

Als hierauf die beyden Freunde Jeronimo'n retteten, konnte dieser den Gedanken nicht ertragen, diejenigen zu morden, denen er sein Leben zu verdanken hatte, und ward nun ein eben so eifriger Vertheidiger derselben, als er zuvor ihr Feind gewesen war. Es war ihm bekannt, daß diese den Tag nach diesem Vorgange nach Venedig reisen wollten, und er hatte deswegen den größten Theil seiner Bande den dahin führenden Weg besetzen lassen, um Fritzen zu ermorden. Darum warnte er ihn damals vor dieser Reise, weil er so schnell ohnmöglich seine Leute zurück rufen konnte, und darum waren, weil die Bande auf diesem Wege konzentrirt und beschäftigt war, alle andere Wege sicher.

Aber bald hatte Stokoitsch, der alles anstrengte, um die beyden Freunde zu verderben, zu deren Morde er ausser der erhaltnen und noch zu hoffenden Belohnung noch den Beweggrund seines eignen Hasses hatte, ihre Spur ausgewittert, und sich von ihrem Aufenthalte zu Neapel auf das genaueste unterrichtet. — Dort trieb eine eigne Bande von Bravos unter einem andern Anführer ihr Wesen, und mit dieser wollte sich Stokoitsch wegen des Mordes der beyden Deutschen in Kommunikation setzen. Jeronimo erfuhr

dies, als Stokoitsch eigne Boten dahin abfertigte. Da nun Jeronimo, wenn einmal der Hauptmann der dortigen Bravos die Sache übernommen hatte, die Jünglinge nicht mehr schüzzen konnte, und eben so wenig zu verhindern vermochte, daß dieser sich diesem Auftrage unterzog, weil zwischen diesen beyden Banditenkapitainen eine Art von Rivalität und Feindschaft herrschte, so schickte er durch einen Getreuen, den Jünglingen jenen Brief, der sie augenblicklich aus Neapel abrief. Dieser kam nur um einige Stunden früher an, als die von Stokoitsch abgeschickten Bothen, denen wirklich die beyden Freunde am Thore Neapels begegneten; weshalb ihr Begleiter, um diesen nicht eine neue Spur zu geben, sich in den Wagen verbergen hies.

Daß Stokoitsch, wenn er die beyden Freunde in Rom wisse, von ihrer Verfolgung nicht abstehen, und er daher selbst nicht ganz im Stande seyn würde, sie zu schützen, wußte Jeronimo, und deshalb ließ er sie durch den Mönch, der ihnen seinen zweyten Brief brachte, warnen, Rom sogleich zu verlassen. Als Fritzens Krankheit dies unmöglich machte, entfernte er Stokoitsch aus Rom, indem er ihm ein Geschäft übertrug, das ihn mehrere Wochen auswärts fesselte.

Indeß hatte der Mönch die Abwesenheit der beyden Jünglinge in Rom und das Verhältniß

dee Sache an Stokoitsch verrathen, und daher kam der Rath Jeronimo's, Fritz sollte sich keines andern, als eines gewissen Arztes, den er demselben nannte, bedienen, weil er fürchtete, Stokoitsch möchte den Arzt bestechen. Denn Jeronimo konnte nicht wissen, daß Simon selbst Arzt war, und die Verordnungen, bey deren Angabe er ohnehin mitwürkte, jedesmal genau erforschte. Der von ihm empfohlne Arzt, hatte Jeronimo bey einer andern Gelegenheit, wo dieser bestochen werden sollte, einen Abbate zu seinen Voreltern zu liefern, als einen unbestechbar redlichen Mann kennen gelernt.

Gegen Jeronimos Befehl hatte sich Stokoitsch nicht aus Rom entfernt, so bald er Fritzen wieder in dieser Stadt wuste, sondern hielt sich immer darin geheim auf, wo er, (da er mit den Verhältnißen der Banditengesellschaft auf das genauste bekannt war,) der Aufmerksamkeit derselben leicht entgehen konnte. Ausserdem, daß er die Jünglinge beobachtete, zog er zugleich mehrere Bravos an sich, die Jeronimos strenge Disziplin nicht vertragen konnten, und spann mit diesen eine Meuterey gegen Jeronimo selbst an. Der Anschlag gegen Fritzen war das erste, zu welchem sie sich verbanden, und die Ausführung desselben sollte zugleich das Signal zum Ausbruche ihres Planes gegen Jeronimo selbst seyn.

Ein Lohnlaquay, der mit ihm verbunden war, hatte die Unterredung Babettens mit den beyden

Deutschen angehört, und hierauf baute Stokoitsch seinen Anschlag. Der Lohnlaquay brachte Fritzen den Einladungszettel, den sie für ächt hielten, weil sie Babettens Hand nicht kannten. So wurden sie in das Zimmer gebracht, wo Stokoitsch und seine Konsorten sie morden wollten. Der Mönch, der auf Jeronimo erbittert war, weil dieser ihn wegen des obenangeführten Verraths gegen Stokoitsch hart angelassen hatte, und der eben so abergläubig als grausam war, bestand darauf, daß man die unglücklichen Schlachtopfer erst beichten lassen wolle, und grade dies war es, was diese rettete, da ohne die Zeit, welche hierdurch gewonnen ward, Jeronimo zu spät gekommen seyn würde.

Dieser hatte kurz zuvor von einem reuigen Mitwissenden des Stokoitsch Anschlag und die ganze Sache erfahren. Sogleich versammelte er eine hinlängliche Anzahl von der Bande, mit welcher er, wie wir gesehen, noch eben zur rechten Zeit ankam. Da mittlerweile die Stunde nahte, in der sich die ganze Bande zu versammlen pflegte, und in welcher grade Stokoitsch die Meuterey, welche er angezettelt hatte, losbrechen laßen wollte, so hielt er nun über ihn und seine Theilnehmer ein förmliches Gericht, in welchem dieser der Insubordinazion und Meuterey, eines gefährlichen Anschlags auf das Leben des Anführers und mehrerer Mitglieder der Bande schuldig befunden und überzeugt ward, daß er tausend Zechi-

nen für den Mord Fritzens erhalten hatte, und eben soviel nach dessen Vollführung noch erhalten sollte, wovon er also den Gesetzen der Bande zuwider einen Theil bereits für sich würklich unterschlagen hatte, und den übrigen noch zu unterschlagen gedachte. Einmüthig ward daher Stokoitsch zum Tode verdammt; seine Mitschuldige erhielten andre angemessene Strafen.

Hiedurch hatten nun die beyden Freunde Aufklärung über ihre Schicksale in Italien. Wenigstens kannten sie jetzt die Werkzeuge, durch welche irgend ein oder mehrere mächtige Feinde gegen sie gewürkt hatten. Wer aber diese waren, vorzüglich, warum von diesen so ungeheure Kosten zu ihrem Verderben aufgewendet worden, dies blieb immer unaufgelößt, und kein Nachdenken konnte ihnen hierüber Licht verschaffen. Jeronimo wußte nichts mehr, als was er ihnen gesagt hatte, und da es ihm immer gleichgültig gewesen, durch wen Stokoitsch Geld und Auftrag erhalten hatte, die Jünglinge zu morden, so hatte er diesen nie darum befragt. Es blieb also noch immer ein undurchdringliches Dunkel über das Schicksal der beyden Freunde verbreitet, das Simon damit auflösen wollte, daß Fritz der reiche Erbe einer großen Familie sey, und man durch diese Anstalten das Vermögen desselben an sich zu reißen trachte. Hierinn ward er durch die beträchtliche Geldremessen, welche Fritze noch im-

mer, so oft er ein Zeugniß über sein Vermögen einschickte, aus Hamburg bezog, noch mehr bestärkt.

Aber auch dieser Wahn, dem Fritz nun Glauben zu geben geneigt war, schwand, als unsre beyden Freunde bey ihrer Rückkunft in Deutschland von dem ehrlichen Pfarrer, Fritzens Erzieher erfuhren, daß das Dunkel, das über Fritzens Geburt lag, durch das authentische Geständniß seiner vor kurzem verstorbenen Mutter aufgeklärt war.

Diese war nemlich, wie das Gerücht in der Gegend gleich anfangs ganz richtig erzählt hatte, niemand anders, als das Kammermädchen des benachbarten Edelhofes, welches der gnädige Herr verführt hatte, Dieser versprach zwar sie und das Kind zu versorgen, und hatte auch würklich einem Kandidaten, dem Hofmeister seiner Kinder, eine Pfarre unter der Bedingung zugesagt, daß er die Geschwängerte ehlichen, und das Kind für das seinige ausgeben solle. Sein inzwischen erfolgter Tod aber, die Folge eines Sturzes mit dem Pferde, verhinderte ihn, dies auszuführen. Noch immer versprach der Hofmeister das Mädchen zu ehlichen, wenn ihm ihre Vorsprache bey der Edelfrau, bey der sie viel galt, die Pfarre, deren Erledigung man täglich entgegen sah, verschafte. Das Mädchen wußte indes, daß ihre Gebietherin übertrieben strenge Grundsätze hegte, und sie

augenblicklich verstoßen würde, so wie sie ihren Zustand erführe. Aus dieser Ursache verheimlichte sie diesen sorgfältig, und gebahr endlich einen Knaben, Diesen setzte sie mit einer goldnen Dose, die sie einst von dessen Vater erhalten, und 400 Thlr. (die Hälfte ihres ganzen Vermögens) aus, um durch dieses Geld den Finder zu vermögen, das Kind wohl aufzunehmen, und sorgfältig aufzuziehen.

Da der alte Pfarrer, auf dessen Tod das Mädchen und der Hofmeister warteten, so hektisch er auch war, nicht sterben wollte, und endlich die Geschwächte, wie wir oben gehört haben, von der Edelfrau aus dem Dienste gejagt ward, zerschlug sich die Heurath. Darauf lebte das Mädchen in einem benachbarten Städtgen kümmerlich genug von seiner Nadel und konnte würklich für das Kind nichts weiter thun. In der Folge gewann sie zwar durch einen Galanteriehandel ein kleines Vermögen, als sie aber hörte, daß es ihrem Sohne, der damal gerade auf Akademien war, wohl gehe, so wollte sie dessen Rückkehr abwarten, ehe sie sich ihm zu erkennen gäbe, und durch die Reisen aber die Fritz bald darauf unternahm, verzog sich dies immer, und bey ihrem Ende entdeckte sie dem Pfarrer die hier mitgetheilte Entwickelung.

So war also der Schleyer wieder dichter, der über Fritzens Schicksalen lag, da Simons

Muthmaſung in dieſer Hinſicht doch wenigſtens einige Wahrſcheinlichkeit gehabt hatte.

Indeß war von dem Hamburger Korreſpondenten gleichfalls kurz zuvor ein Schreiben an den Pfarrer eingetroffen, das im erſten Augenblick zwar die Verwicklung mehrte, aber doch Hoffnung gab, daß Fritz endlich einmal Aufklärung über ſein verwickeltes Schickſal erhalten werde.

„Der Lord Alan Bertlon, ſchrieb der Hamburger, habe mit dem Gefühle der innigſten Wehmuth erſt jetzt entdeckt, daß er die obgleich unſchuldige Urſache einer Menge Gefährlichkeiten geworden ſey, welcher der junge Friedrich Pohler unterworfen worden, und mache ſich dies zum lebhafteſten Vorwurf. Er habe daher den Kontrackt, der alles dies veranlaßt habe, ſogleich aufgehoben, und überſchicke hier Fritzen 3000. Louisd'ors als einen kleinen Erſatz für die ihm verurſachten Widerwärtigkeiten. Rache an dem ſeltnen Böſewichte, der ihm dieſe bereitet, würden, wie er hoffe, die Geſetze Englands ihm verſchaffen.“

Fritz, dem alles daran lag, den Grund der ſeltſamen Vorfälle genau zu wiſſen, die ihm bisher zugeſtoßen waren, machte ſich mit ſeinem Freunde ſogleich nach Hamburg auf, wo er ſich von dem dortigen Korreſpondenten die nöthige Aufklärung verſprach. Dies war aber ein Kaufmann gewöhnlicher Art, der nichts wußte, als was er geſchrie-

ben hatte, und nichts geschrieben hatte, als was ihm sein Korrespondent in London vorgeschrieben.

Es blieb daher den beyden Freunden nichts übrig, als, wenn sie Aufklärung haben wollten, nach England zu Lord Alan Bertlon selbst zu reisen. Dies thaten sie auch sogleich. Von diesem erfuhren sie nun die ganze schauerliche Geschichte, denn eben war der Prozeß beendet worden, der diese dem Lord selbst erst in ein helleres Licht stellte. Wir geben sie hier unsern Lesern im Zusammenhange, so wie sie damals in allen vorzüglichen englischen Zeitschriften abgedruckt war, zuerst laßen wir aber dasjenige aus, was unsere Leser schon durch Babettens und Jeronimo's Erzählungen erfahren haben.

Vor 22 Jahren war Lord Bertlon mit seinem Verwandten und Jugendfreunde, Sir James Surtlon, Esq. Europa durchgereißt. Sie waren aber auf der Heimreise, als sie die Nachricht erhielten, daß ihre Väter bey einer Spazierfahrt auf der Themse, durch Umschlagen des Schiffs verunglückt und sie dadurch Herren eines unermeßlichen Vermögens geworden wären. Jung, rasch und reich, war ihnen jetzt die Welt zu enge, Surtlons Vater und er selbst waren Kaufleute, die vorzüglich durch Assekuranzen, ihren ausserordentlichen Reichthum erworben hatten. Da James Surtlon seines Vaters filzigen Geiz, aber

nicht eine einzige seiner guten Eigenschaften geerbt hatte, so lebte er nun ganz in der Idee, seine ererbten Schätze zu verdoppeln. Er suchte deshalb seinen Freund Bertlon, der leichtsinnig, muthwillig und Verschwender, übrigens ein sehr edler Jüngling war, für seine Plane zu stimmen. Surtlon ganz in diese Phantasien vergraben beschäftigte sich und seinen Reisegefährten den übrigen Theil der Reise hindurch ausschließend mit diesem Gegenstande.

Eben hatten sie das anziehende Kapitel von Asserkuranzen und Leibrenthen abgehandelt, als der arme Fritze sie anbettelte. „Wie viel prozente gäbest du auf den schönen gesunden Jungen?“ fragte Bertlon seinen Freund. „Gerne 11 auch 12,“ erwiederte dieser. — „Ich hätte Lust 100,000. Pfunde, auf ihn zu setzen.“ „Topp entgegnete Surtlon, doch will ich den Jungen zuvor noch einmal besehen.“ Man kehrte nochmals zu Fritzen zurück, und da die elende Nahrung dem armen Kleinen ein etwas kränkliches Ansehen gegeben, so nahm Surtlon keinen Anstand, vollends einzuschlagen.

Dieser wüthende Hang der Engländer, zu großen Wetten (ein Grundzug ihres Nationalkarakters, und wenigstens allen reichen Britten eigen), nebst der Gewohnheit, auf eine oft ganz unbekannte Person, Lebensprämien auszusetzen, war der Grund von allen den traurigen

Verhältnissen, denen der arme Fritz durch so viele Jahre unterlag. — Es ist nemlich in England gar nichts seltnes, daß auf irgend eine Person eine jährliche Prämie von zwey andern bestimmt wird, die in dem Maaße als diese kränklicher oder gesünder ist, höher oder kleiner ist. Man hat Beyspiele, daß auf einen Hektiker 10,000. Pf. Sterlinge bezahlt, und hiervon täglich 10 Pfunde zurückgegeben wurden, und daß dann der Empfänger die berühmtesten Aerzte des Königreichs aufbot, um das Leben des Siechen zu fristen. Dieser Hang ist so alt, daß schon vor zwey Jahrhunderten Puectarvolo in Ben Johnsons Every man out of his humour 5000 Pfunde aussetzte, um fünf für eines wieder zu erhalten, wenn er, seine Frau und sein Hund glücklich von Konstantinopel zurück kommen würden.

Nach diesem unter den beyden Britten errichteten Kontrackte zahlte Bertlon jetzt gleich 100,000 Pf. Sterl. an Surtlon, und erhielt von diesem dagegen jährlich, so lange der Knabe, auf dessen Existenz die Assekuranz beruhete, lebte, 12000 Pfunde. Dagegen übernahm natürlicher weise erstrer dessen Verpflegung, an der ihm so viel gelegen und die daher in allen Briefen so sehr empfohlen ward, nebst der Sorge, das gerichtliche Zeugniß von dessen Leben herbeyzuschaffen, weil nur gegen dessen Vorzeigung die Leibrenthe von 12000 Pfunden bezahlt wurde.

Zum Zwischenmann brauchte man den Hamburger Korrespondent, der indeß weder von dem Kontrakt selbst, aus welchem dies Betragen floß, noch die Ursache dieses Benehmens kannte. Darum ward Fritz zu dem Pfarrer gebracht, und diesem von Bertlon das Kostgeld theils aus würklicher Theilnahme an dem Schicksal des Knaben, das ihn nun so nahe angieng, theils damit der Pfarrer ihn nicht verstoßen möchte, auf mehrere Jahre voraus bezahlt.

Bald sah Surtlon ein, daß er einen Kontrackt eingegangen habe, der ihm höchst schädlich war. Immer noch täuschte er sich mit der Hoffnung, daß der Junge schwächlich sey und bald sterben würde. Als er aber nach fünf Jahren eine Reise nach Italien in Handlungsgeschäften machte, lies er sich, um sich lebhaft hiervon zu überzeugen, den Umweg nicht verdrießen, und reißte zu dem Pfarrer, bey dem Fritz sich befand. Die Gesundheit des Knabens nöthigte ihm einen unwillkührlichen Schauer ab, und er wagte darum den Versuch, ein falsches Zeugniß von dem Pfarrer über Fritzens Tod zu erhalten. Dieser scheiterte aber an der Redlichkeit des biedern Pfarrers, der, wie wir wissen, ihm die treuherzige und feste Zusicherung gab, daß nichts ihn bewegen könne, ein falsches Zeugniß auszustellen.

Da Surtlon nicht eher schuldig war, die Leibrenthe an den Lord auszubezahlen, bis dieser ihm

das Zeugniß über Fritzens Leben vorlegte, und glauben konnte, daß, wenn das Kostgeld ausblieb, der Pfarrer den Knaben von sich stoßen, und somit die Erhaltung des Zeugnisses wegfallen würde, so bestach er den Sekretaire Bertlons, damit dieser die zu dessen Unterhalt bestimmte Gelder unterschlagen möchte. Daher blieben diese, wie wir gesehen haben, einige Zeit aus.

Da aber der Pfarrer dem ohngeachtet den Knaben nicht verstieß, und das Lebenszeugniß jedesmal richtig eintraf, so sah Surtlon bald ein, daß ihm dies nichts helfen würde. So verderbt er war, so war ihm gleichwohl bisher noch nicht in den Sinn gekommen, das Leben des Knaben gewaltsam zu enden, um so auf einmal der Last los zu werden, welche dessen Existenz ihm auflegte. Jetzt, da die 100,000 Pf. die er erhalten hatte, beynahe ganz zurückgezahlt waren, kam ihm der Rath, den Jungen aus der Welt schaffen zu lassen, den ihm sein Buchhalter, ein höchst schlechter Mensch gab, sehr gelegen. Doch widerstrebte noch immer sein Gefühl, da er noch nicht ganz verhärteter Bösewicht war. Ueberdies, so fürchtete er bey seiner Feigheit das Aufsehen einer Handlung, welche im Stillen zu begehen, er übrigens keinen Anstand weiter nahm. Darum sollte die Welt so wie sein Gewissen getäuscht und Fritz blos in Lagen

gebracht werden, in denen er umkommen müsse, ohne daß er geradezu und indireckt gemordet würde.

Ricco, der Factor, versprach hier Aushülfe. Unter den Bedienten, die auf Surtlons Komtoir arbeiteten, befand sich ein Pohle, Munkatsch mit Namen, ein höchst verschmitzter und unternehmender Kerl, der für eine ansehnliche Belohnung sich willig finden lies, den Plan auszuführen. Dies war eben derselbe, den wir oben unter den Namen, Baron Daur, kennen lernten. Dieser handelte nun diesem Plan gemäß, und hoffte immer, daß Fritz von den wilden Pferden, die er ihn reiten ließ, abgeworfen, oder zerschmettert werden würde. Deshalb ermunterte er ihn auch immer zu kühnern Reuter- und Voltigirkünsten, aber nie kam er damit zu Stande.

Anfangs hatte er den Plan, Fritzen durch ein schleichendes Gift aus der Welt zu schaffen. Da aber der Knabe dieses sehr oft hätte erhalten müssen, wenn es planmäßig würken sollte, und dazu also der Pfarrer hätte mit würken müssen, so war Munkatsch bemüht, dessen Karakter zu erforschen, um zu sehen, in wie weit dieser bestechlich und zu diesem Plane zu brauchen wäre. Erst da er diesen durchaus unzugänglich für alle Bubenstreiche fand, wechselte er seinen Plan.

Indessen verzehrte er ungeheuer viel Geld, und da endlich Surtlon und Ricco dessen müde wurden, schrieb letztrer an Munkatsch jenen Brief, den dieser in seinem Nachtkleide zurücke lies, und welchen wir oben gelesen haben. Dieser frischte ihn zum Mord an, und da Fritze aus dem reissenden Strome, in welchen er gestürzt war, sich retten wollte, feuerte er darum die Pistole auf ihn ab, und entfloh, als er sich beobachtet und entdeckt sah.

Einige Zeit hatte der Knabe nun Ruhe, mehr, weil es Surtlon an Werkzeugen fehlte, seinen Plan zu vollführen, als weil er diesen aufgegeben hatte. Aber auch diese fanden sich, da Ricco auf einer Reise nach Italien die Bekanntschaft des Stokoitsch machte, der es übernahm, Fritzen nach dem alten Plane zu verderben. Die Anschläge, die dieser unter dem Namen Sandron auf der Akademie gegen unsern Helden machte, haben wir oben gesehen. Zuerst wollte er ihn durch Stickluft, dann durch einen geschickten Fechtmeister von seiner Bekanntschaft und endlich durch die Gerichte verderben. Vor letztern legte er und der von ihm bestochene Magister jenes lügenhafte Zeugniß ab, daß Fritzen ohne die dazwischengekommene Krankheit sicher dem entehrenden Todte auf dem Schaffotte entgegengebracht haben würde. — Von daher kam auch der

Angriff auf den armen Studenten, der Fritzens Kleider trug, und den man dieserhalb für Fritzen ansah. Daher endlich der gewaltsame Angriff desselben selbst am Abende seiner Befreyung aus dem Arreste, welcher Stokoitschen entlarvte und so ausser Stand setzte, in Zukunft, geradezu gegen Fritzen zu würken.

Bey dem Vorfalle des Duells mit dem angeblichen Dänischen Offizier, der nichts weiter, als ein fremder sehr geschickter Fechtmeister von Stokoitschens Bekanntschaft war, hatte dieser dem Offizier, der ihm sekundirt hatte, entdeckt, daß er von Stokoitsch dessen jetzt angenommenen Namen er nicht wisse, gedungen worden sey, Fritzen zu ermorden. Der Offizier hatte Fritz die Sache entdecken wollen; der Kommandant des Orts aber, worin die Geschichte vorgefallen war, ward von Stokoitsch mit 25. Louisd'ors bestochen, die Sachen zu unterdrücken. Dieser forderte daher dem Offizier sein Ehrenwort ab, daß er die Sache verschweigen wolle. Daher rührte das dunkle Schreiben, das dieser redliche Mann, an Fritzen in dem Augenblick da er von dem Kommandanten Befehl erhielt, sogleich zu dem Regimente, das weit entfernt in der Provinz lag, und an diesem Orte nur ein Depot hatte, zurück zu kehren. In diesem warnte er Fritzen, vor Stokoitsch, den er nur aus der Erzählung des Fechtmeisters unter diesem seinen Namen kannte, dessen angenommenen er aber nicht wußte.

Als demnach Ricco auch diesen Anschlag mißlingen sah, suchte er, weit entfernt, seinen Plan aufzugeben, nur das Werkzeug zu wechseln und hoffte, daß es einem andern besser gelingen solle. — Unter die Hausgenossen Surtlons war vor kurzem erst ein Mensch als Buttler aufgenommen worden, den Ricco bey näherer Bekanntschaft sogleich zu diesem Plane ausersah. Auch diesen haben wir in Paris und durch Babettens Erzählung hinlänglich kennen gelernt, und wo er durch Stockoitsch und drey seiner Landsleute verstärkt, würkte.

Da auch dort alle Anschläge mißlangen, so folgte Stokoitsch den Jünglingen nach Italien, wo wir dann seine gefährliche Anschläge und sein ganzes schlechtes Leben mit dessen Todte sich endigen sahen.

So wie einem ewigen Naturgesetze gemäß schlechte Handlungen nie ganz unbestraft, selten verborgen zu bleiben pflegen, so ward auch hier Ricco, welchen zu beleidigen und seiner Dienste zu entlassen, Surtlon die Unvorsichtigkeit hatte, dessen Verräther sowohl bey Bertlon als den Gerichten. Man machte diesem daher den Prozeß, und schickte ihn nach Hudsons bay, wohin man damals noch die Verbrecher, mit denen Grosbrittanien nun in Neuholland Kolonien anlegt, brachte.

Fritz, der Held unsrer Geschichte reißte bald nachher nach Deutschland zurück, wo er sich von den Geschenken des großmüthigen Bertlons ein Gut kaufte, auf welchem er und sein Freund Simon, von dem er sich nie mehr trennte, ein höchst glückliches, von Unfällen ferner nicht mehr getrübtes Leben führten.

II.

Mariane L—

Eine wahre Geschichte vom Jahre 1788.

Am Morgen nach einer höchst stürmischen Herbstnacht verbreitete sich in dem L—schen Städtchen V******* das Gerücht, daß eine halbe Stunde unterhalb dieser Stadt ein todtes Mädchen liege, welches die Maas diese Nacht ausgeworfen habe. — „Gott, wenn das unsre Mariane wäre," jammerte die Wittwe L. indem sie vier verkrüppelte menschliche Gestalten übersah, die bereits verzweifelnd die Hände rangen. „Was würde aus diesen Armen werden?" nnd schon erzählte ein vorübergehender Bauer, der vom nächsten Orte kam, den Nachbarn, daß der vom Fluße ausgeworfene Leichnam mit Blut und Wunden bedeckt sey. Einer fragte nach der Kleidung der Unglücklichen, und die Unruhe det Wittwe stieg zur Höllenangst, als diese Beschreibung, die der Bauer von dieser machte, der Kleidung ähnelte, die ihre Tochter den Tag zuvor getragen hatte. Trotz ihrer Lähmung und Kränklichkeit eilte nun die Arme nach dem Platz, wo der Leichnam lag. Eben bemächtigten sich die Gerichten desselben. Sinnlos stürzte die Alte neben diesem nieder,

denn sie erkannte in diesem Augenblick ihre Tochter.

Das unglückliche Mädchen war die Tochter eines sehr rechtschaffenen und wohlhabenden Bandwürkers. Ihre Geburth hatte auf ihre Mutter so übel gewürkt, daß dieselbe kontrackt ward, und mehrere Jahre in einem völlig hülflosen Zustande zu Bette zubringen mußte. In der Folge ward sie in so weit geheilt, daß sie das Bette verlassen konnte, sie blieb aber doch auf der einen Seite ganz und auf der andern zum Theile gelähmt. In diesem Zustande gebahr sie noch 4 Kinder, die sämtlich der Abdruck des elenden Zustandes der Mutter waren. Unter dieser traurigen Familienlast schwand das Vermögen, und der unglückliche Vater erlag dem Jammer seiner Lage.

Mariane war 13 Jahre alt, als ihr Vater starb. Die Natur schien an ihr verschwendet zu haben, was sie an ihren Geschwistern entzogen hatte. Sie galt für das schönste Mädchen in der Stadt. Dabey hatte die Erziehung, die sie durch die Freygebigkeit einer Pathe erhielt, ihren Geist und Herz gleich gut ausgebildet. Nach des Vaters Tode, fieng Mariane, die sich für die obgleich unschuldige Ursache des Unglücks der Familie hielt, an, Tag und Nacht zu arbeiten, um ihre Mutter und Geschwister, die schlechterdings ausser Stande waren, zu arbeiten, durch den

Verdienst ihrer Handarbeit zu ernähren. Dies gelang ihr über alle Erwartung. Die Familie darbte nie, obgleich die nöthige Pflege der unglücklichen verkrüppelten Geschöpfe manche schweren Ausgaben nöthig machte. So hatte es sechs Jahre gedauert und die Aussichten schienen sich für die unglückliche Familie zu verbessern, da Marianens jüngere Geschwister nun in so weit herangewachsen waren, daß sie gleichfalls etwas verdienen konnten, als Mariane an einem Sonntage gegen Abend ausgieng, um wie sie sagte, einen Spaziergang in der Allee vor dem Städtchen zu machen. Es ward Nacht, und Mariane kam noch nicht zu Hause, die Familie suchte sie in der ganzen Stadt und auf allen Spaziergängen, da sie sie nicht fanden, beruhigten sie sich damit, daß Mariane, wie sie sonst öfters zu thun pflegte, zu einem zwey Stunden vor dem Städtchen auf dem Lande wohnenden Verwandten gegangen sey, der dort eine Pachtung hatte, und die Familie ansehnlich unterstützte. Nur die zweyte Schwester meynte ängstlich, daß Mariane, wenn sie zu dem Vetter gegangen, es ihr gesagt haben würde. Aber auch diese beruhigte sich, als eine Nachbarin die Nachricht brachte, daß ihre Söhne Marianen gegen Abend in der Allee gesehen hätten, die nach dem Wohnorte des Vetters führte, und daß S.— welchen die Familie als Marianens begünstigten Liebhaber kannten, nebst dessen Bruder, der Kanonikus des dortigen Stifts ist, sie

begleitet hätten. — Man schickte nun sogleich in das S—sche Haus, um sich zu erkundigen, ob Mariane würklich nach D. gegangen sey, und die Verlegenheit der Familie vermehrte sich wieder, als der dahin geschickte Bothe mit der Nachricht zurückkam, daß der junge S. Marianen nicht gesehen, dessen Mutter aber auf diese, als die Verführerin ihres Sohnes heftig geschimpft habe.

Diese Erzählung theilte die unglückliche Mutter den Gerichten bey der Leiche ihrer Tochter mit, so wie sie sich nur von ihrer Ohnmacht erhohlt hatte. — Ein junger Mensch, der dies mit anhörte, trat bedenklich aus dem Kreise der Umstehenden, die alle gleiches Mitleid mit der Unglücklichen und gleicher Abscheu gegen die That beseelte, und bath den Richter um ein geheimes Gehör, indem er sich zugleich auf einige ebenfalls anwesende junge Leute berief, die denn der Richter ebenfalls auf der Stelle in Geheim abhörte, und dann den anwesenden Häschern strenge Befehle ertheilte, die die neugierige Menge umsonst sich zu erforschen bemühte.

Der Körper der unglücklichen Mariane ward nun gerichtlich untersucht, man fand ihn mit 17 Stichen durchbohrt, wovon jedoch nur einer tödlich war. Uebrigens fand man Beweise einer von ihr gegen den Mörder geleisteten wüthenden Gegenwehr. Fest hielt sie in der einen Hand einen Büschel blonder Haare, in der andern einen Rockknopf. — Die Unglückliche ward schwanger befunden.

Die Gerichte fiengen sogleich die Untersuchung an. Die Söhne der Nachbarin, deren wir oben erwähnt, hatten die Aussage, daß sie am Abende zuvor Marianen mit dem jungen S.— und dessen Bruder gesehen hätten, vor Gerichte widerhohlt, und die Häscher, welchen der Richter den Befehl gegeben hatte, auf die beyden S.— in der Stille und ohne Aufsehen zu erregen, aufmerksam zu seyn, und sie nicht entfliehen zu lassen, brachten die Nachricht, daß der Kanonikus S.— bey dem ersten entstandenen Lärmen aus V.— abgereißt sey. Hierauf lies nun der Richter den zurückgebliebenen jungen S.— arretiren, dieser behauptete aber in dem ersten Verhöre, das man sogleich mit ihm vornahm, er habe Marianen des Tags zuvor gar nicht gesehen.

Die drey Jünglinge, die bey der Leiche den Richter in Geheim zu sprechen verlangt hatten, wurden nun nochmal förmlich gerichtlich vernommen. Sie konnten aber weiter nichts aussagen, als daß sie am vorhergehenden Tage ebenfalls die beyde S.— mit Marianen gegen das Ende der Allee nach D. zu gehen gesehen, und daß nach einer Stunde die beyde S.— hastig in die Stadt zurückgeeilt seyn. Da diese zugleich ausgesagt hatten, daß der jüngere S. sogleich in ein Kaffeehaus, das am Ende der Vorstadt lag gegangen sey, so ward nun auch der Kaffeewirth und die dort damals zugegen gewesenen Personen vernommen.

Diese gaben an: Als S.— in das Kaffeehaus gekommen, habe er im Vorhause seine Hände und einige Stellen seiner Kleidung gereiniget, auch glaubten sie bemerkt zu haben, daß Hände und Kleidung mit Blut befleckt gewesen sey.

Da der junge S.— auf die Frage des Richters, wo er am Nachmittag und Abende der vollbrachten That gewesen, verschiedne Orte angegeben hatte, wo er, wie die deshalb eingezogene Erkundigung bewies, nicht gewesen war, so war derselbe allerdigs mit schwerem Verdachte belastet. Er ward daher verhaftet und es fieng ein Kriminalprozeß an, an welchem die ganze Gegend Antheil nahm, da dieser junge Mensch ihr Liebling gewesen war.

Wilhelm S,— war der Sohn eines der reichsten und angesehensten Kaufleute im Lande. Er hatte bey seinem Vater die Handlung erlernt, und eine Erziehung genossen, bey welcher man nichts gespart hatte. Einige Reisen in Frankreich und England hatten dazu gedient, seinen Geist auszubilden, und ihn zu einem der angenehmsten Jünglinge zu machen, so wie er ohnbezweifelt einer der schönsten war. — Eine Menge einzelner wohlthätiger Züge sprachen für sein Herz, und man hatte ihn bisher allgemein für einen sehr edlen Jüngling gehalten. Zudem war es bekannt, daß die Entleibte seine Geliebte gewesen, an der er des Zornes seiner Eltern ohngeachtet, mit der leidenschaftlichsten Wärme hieng.

Bey der gerichtlichen Sekzion des Leichnams der Gemordeten hatte sich gezeigt, daß diese schwanger war; und Wilhelm läugnete nicht, daß er der Vater dieser unglücklichen Frucht sey.

Um desto standhafter läugnete er, an dem Mordes des Mädchens einigen Antheil zu haben. Zwar gestand er, als sein Arrest bereits ein Jahr lang gedauert hatte, und seine Richter stärker in ihn drangen, weil alle Anzeigen gegen ihn waren, daß er zugegen gewesen, als Mariane gemordet worden; er schob aber die ganze Schuld auf seinen entwichenen Bruder, dessen Flucht ihm bekannt geworden war, und gab an, er habe sich diesem so lange es seine Kräfte vermocht hätten, widersetzt. Nichts vermochte ihn, einen Theil der That auf sich zu nehmen, so wenig er auch im Stande war, alle die vielfachen Widersprüche zu heben, die in seinen Aussagen lagen, und welche der Richter ohnabläſſig ihm vorhielt.

So hatte der Prozeß nahe an 3 Jahre gedauert, ohne daß die Richter Klarheit in der Sache erhalten hätten, und schon wollte man Wilhelm S.—, welchem für sein Geld die geübtesten und fähigsten Vertheidiger zu Gebothe standen, loslassen, als ein an sich äusserst unbedeutend scheinender Umstand die Wahrheit endlich in das hellste und klarste Licht setzte.

Der Actuarius des Gerichts, vor welchem die Untersuchung geführt ward, kömmt nach L. der

ohngefähr 10 Stunden von dem Orte der Untersuchung entfernten Hauptstadt. Dort geht er zufällig mit einem seiner Freunde, der ihn hierher begleitet hatte, an einer Trödlerbude vorbey, in welcher eine Menge getragner Kleidungsstücke dem Verkaufe ausgesetzt und zum Beschauen aufgehängt waren. „Siehe da, der ganze Wilhelm S.— wie ausgeplündert,“ rief des Actuars muntrer Begleiter, indem er auf ein falbes Kleid, eine genähte Weste und ein paar hellgrüne Beinkleider deutete, welche etwas seitwärts in der Trödlerbude hiengen. Man scherzte über den Einfall und gieng endlich aus Muthwillen in die Bude, wo man die Kleidungsstücke und vorzüglich jene, welche die Neugierde der beyden Freunde gereizt hatten, betrachtete, und vergißt die Sache, so wie man sich aus der Bude entfernt.

Mehrere Wochen nachher kam der Gerichtsactuar eben so zufällig in der Gerichtsrepositur an ein Fach, in welches man nichts bedeutende Kleinigkeiten, um sie aus dem Wege zu schaffen, durch einander zu werfen pflegte. Ein kleines zusammengerolltes Papier fällt ihm entgegen; er entfaltete es, um zu sehen, was es enthalte; der Knopf und jener Büschel Haare, welche die unglückliche Mariane in den Händen gehalten, als der Fluß ihren Leichnam ausgespieen hatte, waren darin eingewickelt Das Gericht hatte es bisher, über Dickleibigkeit, zu welcher die Unter-

suchungsacten herangewachsen waren, übersehen, daß dieser Knopf und Haarbüschel zu etwas mehr, als zur Verstärkung des Beweises, daß die Unglückliche gewaltsam gemordet worden, dienen könnten, und so waren diese in Vergessenheit gekommen.

Als der Actuar den Knopf ansichtig ward, glaubte er sich dunkel zu erinnern, diese Garnitur Knöpfe irgendwo gesehen zu haben. Der Knopf war von der ausgezeichneten Art, wie man sie in dem Anfange der 1790 Jahren auf Mannskleidern trug, wo Gemälde und Figuren von Stroh, Moos u. d. gl. hinter Glas, welches die äussre Knopfform festhielt, befestiget waren, und also schon um deswillen sehr kenntlich, weil jede Garnitur dieser theuren Knöpfe andere Vorstellungen enthielt. Nach langen Hin- und Hersinnen schien es dem Actuar, als habe er diese Knöpfe auf dem Kleide bemerkt, welches er zu L. — in der Trödelbude gesehen, und von welchem damals sein Begleiter behauptet hatte, daß es einst Wilhelmen gehört habe.

Der Actuar eilte, diese Bemerkungen dem Gerichte vorzulegen. Sein Begleiter ward vorgeladen, welcher angab, daß es ihm zwar durchaus eben so vorkomme, als wenn dieser Knopf zu der Garnitur jener Knöpfe gehöre, womit das bemerkte Kleid besetzt gewesen, daß er aber hierin sich einer genauern Bestimmung enthalten wolle, weil

er irren könne, und solches in einer so bedeutenden Sache von zu wichtigen Folgen seyn würde.

Es ward nun sogleich an die Gerichte zu L.— geschrieben, von welchen der Trödler, der das Kleid gekauft hatte, vernommen ward. Dieser gab an, er habe es von einem Fremden gekauft, den er aber weder zu nennen, noch genau zu beschreiben wisse. Die Zeit, zu welcher er dasselbe gekauft zu haben angab, war etwa ein halbes Jahr nach dem unglücklichen Morde. Das Kleid war inzwischen an einen Friseur verkauft worden, der kurz zuvor aus L.— hinweg, und der Angabe seiner Verwandten zufolge nach Brüssel gereißt war. Man schrieb nun auch nach Brüssel, aber der Friseur der mit vieler Mühe von den dortigen Gerichten ausfindig gemacht ward, hatte das Kleid wieder an den Kammerdiener des Grafen D. verhandelt, der mit seinem Herren nach Ungarn gereißt war.

Nach einer Menge Hindernisse und unbeschreiblicher Arbeit kam endlich das Kleid, auf welches jetzt so viel anzukommen schien, an die Gerichte nach B. zurück. Glücklicher weise war es bisher wenig getragen worden, da der Kammerdiener des Grafen D. es dem Friseur weniger aus Bedürfniß, als um diesem seinen Landsmann, aus einer Geldnoth zu helfen, abgekauft hatte. Der Trödler beschwor nun zuerst, daß solches eben

das Kleid sey, welches er an den Friseur verkauft habe, und der Freund des Actuarius, der solches zuerst zu L. — in der Trödlerbude entdeckt hatte, und noch zwey andere, welche den jungen S.— gleichfalls genau kannten, erkannten ohne Mühe dasselbe als ihm zugehörig, und beschworen ihre Aussagen. Dies beschworen auch noch jene Zeugen, welche an dem Tage des Mords diesen mit Marianen in der Allee gesehen, so wie jene, welche ihn damals des Abends auf dem Kaffeehause gesehen hatten, daß Wilhelm an jenem Abend dieses Kleid getragen habe. — Man verglich nun den Knopf, welchen die todte Mariane in der Hand gehabt hatte, mit jenen, welche sich noch auf dem Kleide befanden, und nicht nur überzeugte der Augenschein auf den ersten Blick, daß derselbe zu dieser Garnitur gehörte, sondern es fehlte auch diesem Kleide genau vor der Brust ein Knopf, und die Spuren des Abrisses zeigten, daß solcher mit heftiger Gewalt abgerissen worden seyn müsse.

Nun ward der Verhaftete darüber vernommen, wie er an dem Tage des unglücklichen Vorgangs gekleidet gewesen wäre, und sorgfältiger hat sich noch keine Dame um die Toilette ihrer Feindin erkundigt, als es hier in der ernsthaftesten Sache von der Welt geschah. Zwar wollte Wilhelm hiervon anfänglich nichts wissen, und

Staatliche Bibliothek Bamberg

fand die deshalb an ihn gestellte Fragen höchst drollig; als aber endlich der Richter ihm das Kleid und den abgerissenen Knopf vorlegte; als man den Büschel Haare, welchen die Ermordete in den Händen gehabt hätte, mit den Kopfhaaren des Inquisiten verglich, und in Farbe und Beugsamkeit ähnlich fand, da verlohr der Elende die Fassung, welche bis jetzt noch keinen Augenblick ihn verlassen hatte, da fiel er vor dem Gerichte nieder, und gestand den ganzen Umfang seiner Schuld.

Schon war der Elende, nachdem die arme Mariane sich ganz seiner Liebe geopfert, vom Genuße übersättigt, als diese ihm anzeigte, daß sie Mutter sey. — Ein wüthender, ihm selbst unbegreiflicher Haß, sagte der Bösewicht, habe sich seiner gegen die Arme bemeistert, als sie ihm diese Nachricht mit aller der Unschuld ihres reinen Herzens, vertrauend ohne Arg auf seine Redlichkeit, uud begeistert von dem süssesten aller Gefühle, dem Muttergefühl, freudig mitgetheilt habe. Wilhelms Eltern hatten eben zum Unglücke für diesen, der ihr Liebling war, eine Heurath mit einem der schönsten und reichsten Mädchen in einer benachbarten Stadt projektirt, und größtentheils in Richtigkeit gebracht. Da derselbe zuvor mit aller Wärme der Liebe an Marianen gehangen und die Eltern diese Liebe als eine Hinderniß ihres Lieblingsplanes ansahen,

so sparten sie nichts, um diesen ihren Sohn von seiner Liebschaft abzubringen, welches freylich bey dessen eingetretener Sinnesänderung überflüssig war. Indessen gossen doch die Invektiven und Verläumdungen, welche sich Wilhelms Mutter zu diesem Zwecke gegen die unglückliche Mariane erlaubte, gleichwohl Oehl in die Flamme und versetzte diesen in jenen Zustand der Raserey, in der es allein möglich war, eine so unnatürliche und schändliche That zu begehen. Hierzu kam noch, daß Wilhelm Marianen, um sie seiner Wollust zu opfern, in Gegenwart mehrerer Zeugen die Ehe versprochen hatte. Dies unglückliche Mädchen war also an sich schon ein Hinderniß der Heurath Wilhelms und das um so mehr, da seine projektirte, die er jetzt heißer noch als ehedem Marianen liebte, erklärt hatte, daß sie, wenn sich das gehörte Gerücht bestätigte, nie den Verführer eines unglücklichen Mädchen heurathen werde. So vereinigte sich alles dahin zu wirken, daß der Haß des jungen Menschen gegen das eben so unglückliche als unschuldige Hinderniß seiner Wünsche zur Raserey anwuchs.

In dieser peinliche Lage wandte sich Wilhelm an seinen ältern Bruder, einen Stiftsgeistlichen, der das Orakel des Hauses machte. Dieser niederträchtige Pfaffe war seiner Immoralität wegen überall als ein Ungeheuer gehaßt und geflohen, Seine Schlauheit war eben so bekannt, als sein kühner Unternehmungsgeist, und er war wegen beyden

der Gegenstand allgemeiner Furcht. Dieser Unmensch hauchte den Gedanken von Mord, in Wilhelms Seele, für welchen dieser in der Stimmung, in welcher er sich befand, nur zu empfänglich war. Für die Summe von 200 Dukaten, welche Wilhelm von seinem Taschengelde zurück gelegt hatte, erboth er sich sogleich, den Mord vollführen zu helfen, und er war es, der die Anstalten hierzu leitete. Nach diesen mußte Wilhelm die bedaurungswürdige Mariane zu dem unglücklichen Spaziergange einladen. Man affektirte, als das harmlose Geschöpf erschien, Heiterkeit, sprach viel davon, daß durch die Vermittelung eben dieses boshaften Pfaffen Wilhelms Eltern nachgiebiger gegen dessen Heurath mit Marianen zu werden anfiengen, und lockte so das arglose Mädchen an einen etwas abgelegenen und weniger besuchten Platz an dem Gestade des Flusses. Dort sties das Ungeheuer von Priester von hinten zu mit einem Dolche nach der Unglücklichen, der aber, weil er nur die Schulter traf, zerbrach. In dem Augenblicke, als Mariane schreyend sich umkehrte, zieht Wilhelm ein großes Taschenmesser, das er eigends zu diesem Gebrauche zuvor geschärft hatte, und giebt damit derselben mehrere Stiche. Diese fleht, ruft um Hülfe, beschwört ihre Mörder um Gnade, erinnert die Bösewichter an das schuldlose Geschöpfe, das sich in ihren Innern bilde, kämpft gegen die Buben, bis sie endlich ermattet von der Anstrengung und dem Blutverluste unter der Menge von Wunden, wel-

che die Barbaren mit kaltem Blute immer tiefer bohren, um, wie sie mit teuflischem Spotte sagen, das Lebendige zu treffen, zu Boden sinkt. Noch war sie nicht ganz todt, und die Mörder bereits eine Strecke weit hinweggegangen, als es Wilhelmen einfällt, daß es doch sicherer sey, den Leichnam in den Fluß zu werfen. Er kehrt daher um, und findet, daß die Arme ihre letzten Kräfte zusammen gefaßt und sich wieder aufgeraft hatte. — Mit dem empörenden Spotte, daß sie sich von der gehabten Erhitzung abkühlen müsse, schleppt er die halbentseelte an das Gestade und wirft sie in den Fluß. — Hier war es, wo Marianen die Verzweiflung und Todesangst neue Kräfte ließ; sie faßte mit der einen Hand den Rockknopf ihres Mörders, der nachher dessen Verräther und ihr Rächer ward, mit der andern wühlte sie in dessen Haaren.

Am andern Morgen hört der Pfaffe ein dunkles Gerüchte, er geht, von Gewissensangst getrieben, das Ufer des Stromes hinab, er findet Marianes Körper vom Wasser ausgespieen und schon von Leuten umgeben, und flieht. — Man hat nachdem nichts weiter von ihm gehört, als daß er als Pfarrer in einer französischen Gemeinde bey Lyon angestellt war, und glaubt, daß er bey den Füssilladen des Collot d' Herbois sein Ende gefunden habe. Wilhelm war verwogen genug gewesen, zu bleiben, besonders weil er glaubte, im äussersten Falle alle Schuld auf seinen entwichenen Bruder schieben zu können.

Wilhelms Vater, durch einen Brief des entwichenen Pfaffen von dem ganzen Hergange unterrichtet, und aufmerksamer als die Gerichte, hatte das fatale Kleid selbst nach L. — gebracht, und dort verkauft, um alles zu entfernen, was gegen seinen Sohn zeugen könne. Als er erfuhr, daß grade diese Vorsicht dem Unglücklichen verderblich geworden, endete er am Schlage, ehe noch dessen Urtheil erschien.

Wilhelm S. erhielt bald darauf sein Urtheil. An dem Orte, wo er Marianen gemordet, ward er mit glühenden Zangen gezwickt, und dann lebendig gerädert. — Einfache Kreuze in die dortstehenden Obstbäume eingeschnitten, bezeugen dem Wandrer den Ort, wo die schauerliche Geschichte sich zugetragen hat.

III.

F i o r e t t a.

In ihrem vierzehnten Jahre hatte die schöne Fioretta, das Wunder der Schönheit in Pisa den alten Mutio Contelli heurathen müssen. Dieser war eben so widerlich und eckelhaft, als Fioretta reizend und liebenswürdig. Fiorettens Vater, Giorgio di Ponta milona war ein reicher Edelmann, der von seinem Vater nichts ererbt hatte, als seinen Adel. Bis in sein vierzigstes Jahr hatte er die sonderbarsten Schicksale erlitten, und war immer so elend, unglücklich und arm gewesen, daß er von sich selbst behauptete, er habe erst in seinem vierzigsten Jahre sich zum erstenmale satt gegessen. Von diesem Zeitpunkte aber an, schien das Schicksal, das bisher noch nicht aufgehört hatte, Giorgio überall auf das grausamste zu verfolgen, müde zu seyn, ihn ferner zu plagen. Vielmehr entschädigte es ihn für seine Widerwärtigkeiten, die er bisher erlitten. Einst durchwanderte er, um sein Kummerbrod durch Lasttragen zu verdienen, früh die Straßen Neapels. Hier fand er einen kleinen Beutel mit einiger Silbermünze, das etwa 10 Thlr. betrug. —

Diese Kleinigkeit ward der Saame von Millionen. Giorgio, dem tausend Plane schon mislungen waren, wagte mit diesem wenigen Gelde einen Versuch, der ihm über alle Vorstellung gelang. — Er kaufte nämlich von seinem Funde einige kleine Waaren ein, die er in einem Korbe feil both. — Ans Hungern und Darben gewöhnt, und diesmal vom Glücke begünstigt, zog er aus dem schnellen Absatze dieser Waaren einen verhältnißmässiig sehr bedeutenden Gewinnst. In weniger als einem Jahre, sah er hierdurch sich im Stande, ein kleines Krämchen zu verschaffen, dieses setzte er mit immer fortschreitenden glücklichen Erfolge fort. Im neunten Jahre galt er schon für einen sehr reichen Mann, und im zehnten heurathete er die Tochter eines reichen Kaufmanns in Neapel, deren Vermögen ihn vollends in den Stand setzte, den Handel im Großen zu treiben. Auch hierin war das Glück ihm jetzt eben so günstig, als es sonst ihm abgeneigt gewesen, und so gewann er unermeßliche Summen.

Im vierten Jahre seiner Ehe gebahr ihm sein Weib eine Tochter, deren Geburth ihr Tod ward. Giorgio, der seine Gattin innigst geliebt hatte, war untröstlich über ihren Verlust, und da ihm der Ort, wo er sie verlohren hatte, zuwider geworden, und nun sich alle seine Zärtlichkeit auf das Kind, das sie ihm zurückgelassen, sich vereinigte, so gab er seine Handlung auf, verlies mit seinen Schätzen Neapel und

zog nach Pisa, seiner Vaterstadt zurück, wo er den Glanz seiner Familie herzustellen sich bemühte.

Giorgios einzige Sorge war nunmehr, das Glück seiner geliebten Fioretta, die mit seltnen Reizen aufblühte, zu begründen. Er lies sie darum von ihrer ersten Kindheit an, nicht aus seinen Augen, und war bemüht, ihr nach seiner Ueberzeugung, die beste Erziehung zu geben. Diese Ueberzeugung gründete sich indeß lediglich auf seine eigne Erfahrung und Schicksale. — Bey allem, was er, um das Glück seiner Tochter zu begründen, anwendete, gieng er immer von diesem Standpunkte aus. Dies mußte natürlicherweise, da er nur auf einen Punkt hinarbeitete, und die Verhältnisse, die bey Fioretten eintrafen, von jenen ausserordentlich verschieden waren, in welchen ihr Vater sich einst befunden hatte, die sonderbarsten Erfolge haben. Das Mädchen sollte sich gegen alle mögliche Schläge des Schicksals abhärten, dabey gewandt, verschmizt und geschmeidig, geizig und bedächtlich werden, niemand trauen, aus jedem Stoffe Nutzen ziehen, und jede Gelegenheit benutzen lernen. Sie sollte kalte Egoistin seyn, ohne auf Moralität Rücksicht zu nehmen. — Diese Eigenschaften, wovon ein Theil sich zu dem Temperamente einer jungen Italienerin, in deren Blut die Natur gewöhnlich das Feuer ihres Klimas ligt, gar nicht reimt, so wie die

Dissonanz, die an sich schon in den Karaktern des alten bedächtigen, durch seine Schicksale abgekühlten Vaters und des jungen, feurigen leichtsinnigen, aber gutherzigen Mädchens lag, mußten die sonderbarsten Produkte erzeugen. Fioretta erhielt also durch diese Erziehung einen Karakter, der aus den heterogensten Eigenschaften zusammengesetzt war. Herzensgüte, Egoismus, Genußsucht und Resignation, Feuer und Bedächtlichkeit, Naivetät und Zurückhaltung, mit einem ausserordentlichen Scharfsinn, Schlauheit und Gegenwart des Geistes machten die Hauptbestandtheile desselben aus. Um die guten Anlagen, welche das Mädchen hatte, noch vollends zu entstellen, that es der Vater, als sie 12 Jahre alt war, in ein Kloster, ein Ort, wo schon so viele weibliche Vollkommenheiten ihr Grab fanden. Aus diesem nahm er sie nach 2 Jahren in dem Augenblicke wieder zurück, als er ihr einen Gemahl nach seinem Sinne ausgesucht hatte.

Giorgio hatte, wie wir gehört haben, den größten und schönsten Theil seines Lebens hindurch gedarbt, war nachher zu dem Besitze großer Reichthümer gekommen, bey denen er sich jetzt wohl that. Es ist daher kein Wunder, daß Reichthum nur Werth in seinen Augen hatte, und daß sein ganzes Streben dahin gieng, seine Tochter in Verhältnisse zu bringen, die sie vor dem Elende schützen konnten, in welchem er

so lange geschmachtet, und die es gewissermaßen unmöglich machten, daß dies Schicksal ihr je zu Theil werde. So war es dann sein Plan, derselben einen Gemahl zu verschaffen, der eben so reich wäre, als er selbst, weil, wir wir wissen, ein Geiziger nie genug erhält, und weil Giorgio kein anderes Ungemach kennen gelernt hatte, als die Armuth. Wäre sein Eidam alt, dann war dies dem kalkulirenden Vater um so lieber. Er konnte dann durch Eheverträge seiner Tochter den Besitz dessen Vermögens nach seinem Tode, welchen die Verehlichung mit einer jungen Frau um ein merkliches befördern mußte, sichern. Dieser Plan war ihm so eben vollkommen gelungen.

Er hatte nemlich mit einem Manne seit kurzem Bekanntschaft gemacht, der seinen Absichten durchaus entsprach. — Dieser Mutio, Contelli genannt, war ein Abentheurer, der auf eine räthselhafte Weise zu dem Besitze eines Vermögens gekommen war, welches jenes des Giorgio noch weit übertraf. Er lebte jezt eingezogen und still in Pisa. Dieser 76 jährige Knabe hatte Floretten bey einem feyerlichen Umgang, den die Nonnen hielten, gesehen, und ein ihm selbst unbegreifliches Wohlbehagen an dem schönen Mädchen gefunden. Im Anfange verleitete ihn dies zu einigen tollen Streichen, die Verliebte seines Alters gewöhnlich zu begehen pflegen, um nur zu erfahren, wer die Geliebte sei.

nes Herzens sey, und um diese wiederhohlt sehen zu können. Als er erfuhr, daß es die Tochter Pontamilanos sey, dessen Bekanntschaft er bereits gemacht hatte, so that er diesem ohne weiters Anschläge, das Mädchen zu heurathen. Dies war letzterm höchst willkommen. Das hohe Alter des Bräutigams war ein sehr willkommner Umstand für seinen Kalkul, und er wußte die Leidenschaft des alten Thoren auf das vortheilhafteste zu benutzen. Mutio mußte seiner zukünftigen Gattin ein höchst beträchtliches Nadelgeld und eine glänzende Bedienung aussetzen, ihr, wenn sie durch den Tod ihres Vaters Erbin dessen Vermögens würde, die freye Disposition über dasselbe lassen, ohne sich je hierin etwas anzumassen, und sie zugleich zu seiner Universalerbin nach seinem Tode einsetzen.

Nachdem dieser Punkt, der bey Giorgio den Hauptpunkt ausmachte, berichtiget war, eilte dieser seine Tochter aus dem Kloster abzuhohlen, und sie ihrem bejahrten Bräutigam zu überliefern. Das Mädchen, noch nicht viel mehr als Kind, und das seit einiger Zeit zu fühlen anfieng, und Triebe empfand, die sie sich nicht zu erklären vermochte, ergriff mit Vergnügen den Vorschlag die öden Mauern des Klosters zu verlassen. Durch die ganze bisherige Erziehung an sklavischen Gehorsam gewöhnt, nahm sie sogleich den Heurathsvorschlag an, besonders da ihr der Vater dem Nutzen, der aus dieser Heurath erwachsen würde,

eine lange Lobrede hielt. Zugleich gab er ihr dabey zu verstehen, daß sie, wenn sie sich klug zu benehmen wisse, sich auf andre Wege schadlos halten könne. Noch war sie auch nicht fähig, einen Unterschied zwischen Männern zu machen, weil sie keinen gesehen, sie reichte daher ohne viele Umstände dem alten Contelli am Altare die Hand.

Leider aber fand Fioretta schon während den Feyerlichkeiten der Hochzeit Gelegenheit, diesen Unterschied kennen zu lernen, da, ohngeachtet der Sorgfalt Contelli bey dieser mehrere junge Leute erschienen. An diesen fand sie mehr Geschmack, als an ihrem alten Gemahl, der ihr durch Eifersucht, immer noch unerträglicher werden mußte.

Contelli war einer von jenen räthselhaften Menschen, deren es in Italien so manche giebt. Ungekannt war er in Pisa als Greis erschienen; hatte eine Menge Güter an sich gekauft, große Kapitalien ausgeliehen, und die Sage gieng, daß er bey allem dem noch ganze Gewölbe voll Gold besäße. Wer er war, und aus welcher Quelle er seinen Reichthum geschöpft hatte, wußte niemand. Nur wollten einige behaupten, daß er zuvor die Kunst Aqua Toffana genannt, zu verfertigen in Neapel geübt, und so, da ausser ihm niemand dies Geheimniß besessen, sich

das ausserordentliche Vermögen erworben habe, welches er jetzt in Ruhe genoß. Der gemeine Hause glaubte, daß er das Geheimniß, Gold zu machen, besitze. — Er war übrigens ein grämlicher, kränklicher, jähzorniger und höchst eifersüchtiger Mensch, stets mit allem und mit sich selbst unzufrieden. Der guten Fioretta machte er das Leben so sauer, daß all sein Gold sie für die mannigfaltige Leiden, welche er ihr bereitete, und seine eckelhafteste Umarmungen nicht zu entschädigen im Stande war.

Die Eifersucht des Alten entzog sein reizendes junges Weib Aller Augen und sperrte sie noch enger ein, als sie es im Kloster gewesen war. Nur dann, wann der Alte ausgieng, welches alle Tage geschah, konnte sie mit ihrer Aufseherin, die sie zu bestechen gewußt hatte, in die vorderen Zimmer ihres Palastes an die Fenster schleichen, um auf die Straße, für sie eine fremde Welt, zu sehen. Nach einem halben Jahre, da der Haß, deu Fioretta gegen den Widerwärtigen fühlte, immer bemerkbarer ward, und anch seine heiße Liebe erkaltete, indeß jedoch seine Eifersucht wuchs, trieb ihn Aerger und Langeweile öfter als zuvor aus, und er brachte den ganzen Abend und einen Theil der Nacht in öffentlichen Häusern beym Glase zu. Seine junge Frau überließ er indeß der Anfseherin, auf deren Treue und Aufsicht er fest baute.

In einem der öffentlichen Häuser, die Contelli täglich zu besuchen pflegte, machte er die Bekanntschaft eines jungen Menschen, der sich Geschäfte wegen einige Zeit in Pisa aufhielt. Er hieß Lionello, war aus Rom, und erst einige Tage in Pisa gewesen, als Contelli ihn kennen lernte. Es schien dem jungen Manne, der wenig Bekannte in Pisa hatte, darum zu thun zu seyn, die Bekanntschaft eines bejahrten Mannes vom Ansehen zu erhalten, der ihm seine Erfahrung lieh, ihn von den Verhältnissen Pisas unterrichtete, und ihm, wo es nöthig war, reifen und durchdachten Rath gebe. Darum schloß er sich an den alten Contelli an, hatte die Gefälligkeit, das langweilige Geschwätze desselben stundenlang mit Aufmerksamkeit anzuhören, und erzählte ihm dagegen, wenn dieser das gegenseitige Bedürfniß, sich unterhalten zu lassen fühlte, von seinen Reisen und Schicksalen. Letztre waren romantisch genug, und daher sehr nach dem Geschmacke des Alten. So entspann sich in kurzer Zeit eine Art von wechselseitiger Neigung zwischen Contelli und Lionello. Dieser gewöhnte sich daran, nicht das mindeste ohne den Rath und die Beystimmung seines alten Freundes zu thun, der dies auch nie versagte, sondern vielmehr ihm überall treulich rieth und half. Indeß hütete er sich doch sehr, Lionello in sein Haus einzuführen, wo er den wohlgebildeten

und gefälligen Jüngling für viel zu gefährlich hielt.

Einst stürmte der Jüngling in Ektase zu dem Alten, und er vertraute diesem das wichtige Geheimniß, daß er verliebt sey. — In wen, das wußte der junge Mann selbst eben so wenig, als es sein Freund aus der Beschreibung, daß es die schönste und anbethungswürdigste ihres Geschlechts sey, zu errathen vermochte. Seit einigen Tagen hatte Lionello, als er nach dem öffentlichen Hause gieng, wo er mit Contelli zusammenzutreffen pflegte, auf dem Markte aus dem Fenster eines Hauses einen weiblichen Kopf herausschauen gesehen, der ihm den seinen verrückt hatte. Hente war er gar so glücklich gewesen, die Besitzerin desselben auf dem Balcon des Hauses zu entdecken, und fand, daß ihr übriger Körperbau dem schönen Kopfe entsprach, ja was noch mehr ist, er hatte sogar das übergroße Glück gehabt, von diesem göttlichen Geschöpfe bemerkt zu werden. Nun brannte er in in hellen lichten Flammen, und verlangte Trost und Hülfe von seinem Freunde, der so oft schon ihm diesen gewährt hatte. Contelli, der sich über dieser Erzählung herzlich langweilte, und befürchtete, daß er, statt von Lionello, wie sonst, angenehm unterhalten zu werden, oder, was ihm eben so lieb war, diesen selbst unterhalten zu dürfen, den Schnack noch oft werde anhören

müssen, versicherte denselben kurzweg, daß seine Inamorata ein verheurathetes Frauenzimmer sey, das einen ausnehmend eifersüchtigen Ehemann habe, um, wie er glaubte, diesen auf einmal von dieser Liebe zu heilen. Aber Lionello fand dies gerade um so besser, und versicherte, daß er alles anwenden wolle, um den Eifersüchtigen mit Hörnern zu krönen. Die Gefahr, welche dies Abentheuer zu aben scheine, meinte er, gebe ihm einen neuen Reiz. Dabey drang er in seinen Freund, ihn hier ja nicht im Stiche zu lassen, sondern ihn auch bey dieser Gelegenheit treulich zu unterstützen. Dadurch bewirkte er dann endlich von dem Alten Ehrenwort und Schwur, ihn in diesem wichtigen Abentheuer zu unterstützen und ihm behülflich zu seyn.

Um nun dem Verliebten die zugesicherte Hülfe leisten zu können, lies sich Contelli, als es Nacht geworden, von Lionellon das Haus zeigen, in welchem der angebethete Gegenstand wohnte, und überzeugte sich ohne Mühe, daß solches sein eignes war. Da nun der junge Mensch sich ohnmöglich in die sechzigjährige und über alle maasen häßliche Aufseherin seiner Frau verliebt haben könne, mußte natürlich seine Frau der Gegenstand dessen Neigung und er selbst derjenige seyn, dem dieser die Ehre des Krönens zugedacht hatte. Obgleich es dunkel war, und Lionello kein Auge von dem Fenster verwendete,

an dem er seine Geliebte zu erblicken hoffte, so fiel es gleichwohl Contelli schwer, die Wuth zu verbergen, die in ihm kochte. Indeß faßte er sich wieder, und versicherte seinen Freund, daß er zwar weder das Haus, noch den Besitzer desselben kenne, gleichwohl alles anwenden wolle, um Mittel ausfindig zu machen, ihm zu seinem Wunsche zu verhelfen.

Je mehr von nun an Contelli sich bestrebte, den jungen Menschen von dem verliebten Abentheuer zurückzuhalten, um desto feuriger ward dieser. Da ihm nun mit dem Schneckengange, den der bedächtliche Alte einschlug, nicht gedient war, so gewann er eine Modehändlerin, die nebenbey das einträgliche Gewerbe der Kuppeley trieb, zur Bestellung eines Liebesbriefs. Richtig überlieferte diese den Brief der Behörde, brachte aber die traurige Bothschaft zurück, daß seine Inamorata diese Sendung sehr übel aufgenommen, das Kreditiv zerrissen, über die Unbescheidenheit des Korresondenten geschmäht, und sie die Gesandtin selbst vor die Thüre werfen lassen.

Diesen unglücklichen Anfang erzählte der verzweifelnde Liebhaber sogleich seinem Freunde, der den innigsten Antheil nahm, und ihn vermahnte, ein Abentheuer aufzugeben, das ihm in jeder Hinsicht nicht günstig schien. Da aber

Lionello dieses durchaus ausschlug, sicherte er ihm die Fortdauer seines Beystands zu, und bath deshalb, ihn nur jederzeit von den Schritten die er hierin thue, und dem Erfolge derselben zu unterrichten. Daß der Alte sich über den Vorfall innigst freute, bedarf keine Anführung; er war noch nie so gefällig gegen seine Gemahlin gewesen, als er es an diesem Abende war.

Aber nur 2 Tage dauerte der Triumph des Alten, und er verlohr denselben grade dadurch, weil er ihn vergrößern wollte. Sein Eitelkeit, und der hämische Wunsch, daß Lionello recht abgeführt werden möchte, weil er gewagt habe, ihm Hörner aufsetzen zu wollen, vermochten ihn seine Maxime zu ändern, und statt daß er bisher den Sittenrichter bey dem jungen Menschen gemacht hatte, so schien es ihm jetzt ernstlich darum zu thun zu seyn, desselben Absicht zu fördern. Er verboth daher seiner Gattin, nicht mehr, an das Fenster zu treten, sondern schien dies sogar zu wünschen, und sagte zugleich Lionellon, daß er Nachricht habe, daß der Gegenstand seiner Liebe nur dann freyere Hände habe, nach Willkühr zu handeln, wenn ihr eifersüchtiger Ehemann, der unausgesetzt sie plage, ausgegangen sey. Er habe indeß Auftrag gegeben, ihn zu benachrichtigen, wenn dieser Drache ausgegangen sey, und diese Nachricht würde er dann seinem Freunde immer mittheilen, damit dieser im Stan-

de wäre, zu dieser günstige Epoche sein Heil zu versuchen. Der Jüngling umarmte aufs lebhafteste den Alten, als dieser ihm schon am zweyten Tage die Nachricht brachte, der eifersüchtige Gemahl seiner Geliebten sey ausgegangen, und eilte sogleich fort, sein Glück bey der Geliebten seines Herzens auf irgend eine Art zu versuchen.

Vergebens erwartete Contelli seinen Vertrauten zurück, und früher als gewöhnlich eilte er am folgenden Nachmittage hin, ihn aufzusuchen. Als er endlich kam, umarmte mit stürmischem Danke Lionello den Alten; nannte ihn seinen ersten und größten Wohlthäter und erzählte ihm, daß er gleich gestern über alle Erwartung glücklich gewesen sey. Denn kaum habe er einigemal unter dem Balkon seiner Angebeteten die Runde gemacht, als diese ihn durch ein altes Weib zum Rendezvous bestellen lassen, bey welchem er so glücklich gewesen sey, als die reine Verehrung, welche er gegen dieses himmlische Wesen habe, ihm zu werden nur erlaubt habe. Dabey beschwor er seinen Freund, ihm genaue Nachricht zu verschaffen, wann der Gatte seiner Geliebten, dem er nun ein für allemal Hörner zugedacht habe, wieder abwesend sey.

Contelli verbiß den Grimm, der in ihm arbeitete, und versprach seinem glücklichen Neben=

buhler morgen bestimmte und gewisse Nachricht zu liefern, da der eifersüchtige Ehemann, wie er gehört, diese Tage eine Reise machen wolle. Am andern Tage sagte Contelli seiner Frau, daß er auf eines seiner benachbarten Güter reisen müsse, von wo er erst in 2 Tagen zurückkommen werde. Darauf eilte er zu Lionellon, und unterrichtete diesen, daß das Feld rein sey, indem der Alte eine Reise angetreten, von der er erst nach 2 Tagen zurückkommen werde. Lionello eilte fort, und nach einigen Stunden, deren Ablauf dem Alten eine Ewigkeit schien, gieng dieser ihm nach, und stürmte plötzlich in das Zimmer seiner Frau, durchsuchte jeden Winkel des Hauses und — fand nichts. Er wußte nicht, was er von der Sache denken sollte.

Der folgende Abend lößte das Geheimniß. Lionello entdeckte seinem Vertrauten, daß als er sich gestern Abend bey seiner Geliebten befunden, sey unvermuthet der Alte von Eifersucht geplagt, zurückgekommen, und habe das ganze Haus durchsucht. Tief in die Betten seiner Geliebten verborgen, sey er nicht entdeckt worden, und habe, während der Alte alle Winkel des Hauses durchstöbert, Gelegenheit gefunden zu entwischen.

Kurz darauf hinterbrachte Contelli, der von der Eifersucht geleitet, nichts sehnlicher wünschte,

als seiner Gemahlin der Untreue überführen, und sich an dem Jünglinge rächen zu können, abermal die Nachricht von einer weiten Reise, des Alten, aber bey dieser Gelegenheit spielte er die nemliche Rolle, mit eben so schlechtem Erfolge, als das Erstemal. Lionelli erzählte ihm am andern Tage ein großer Korb, mit Kleidungsstücken habe ihn den Augen des Eifersüchtigen entzogen. Denn dieser ward in Gegenwart des Mannes in das Garderobezimmer der Signora, deren Kleider er dem Anschein noch enthielt, getragen.

Noch einige Versuche des Alten liefen eben so unglücklich ab. Mit jedem vermehrte sich die Wuth Contelli, besonders da Lionello es nie an Spott über diese komischen Auftritte fehlen ließ. Bey einem derselben steckte er sogar die Tapete in dem Wohnzimmer seiner Frau im Brand, wodurch beynahe sein ganzes Haus in Feuer aufgegangen wäre, und gleichwohl entkam der Liebhaber in einer Kiste, die bey entstandenen Feuerlärmen von den herbeyeilenden Helfern vor allem aus dem Hause getragen wurde. Denn die schöne Fioretta sagte, daß diese ihre besten Sachen enthalte. So zur äussersten Wuth entflammt, ohne Gewißheit sich verschaffen zu können, marterte der Unhold sein junges Weib mit allen ersinnlichen Plagen, und trieb so Fioretten, die ihn nie geliebt hatte, und ihn nun aufs äusserste

verabscheute zum höchsten Hasse. Hierzu kam noch, daß sie bestimmt erfuhr, daß der Mann, an den ein unauflösliches Band sie knüpfte, der verworfenste und unmoralischste Mensch sey, der nur durch eine Kette von Bübereyen sich in den Besitz seines unermeßlichen Vermögens gesetzt habe. Ferner daß das Gerücht, das ihn beschuldigte, er habe dieses durch Verfertigung des bekannten Giftes Aqua Toffana erworben, nicht nur gegründet, sondern er auch selbst mehrerer unmittelbar durch ihn selbst begangenen Morde und der schändlichsten Betrügereyen schuldig wäre. Kurz, sie hatte Gewißheit, daß der Geiz ihres Vaters sie an ein wahres Ungeheuer verkuppelt habe. Hieraus schöpfte die Unglückliche für sich selbst Besorgnisse, die durch eine Drohung Conetellis noch verstärkt ward. Denn einstens drohte er ihr im Rausche, während er ihr eine Pistol vorhielt, sie heimlich aus der Welt zu schaffen, mit dem Anhange, daß er dies schon längst gethan hätte, wenn er nicht das Aufsehen fürchtete. Dem Besitzer des Geheimnisses, Aqua Toffana zubereiten, konnte es nicht schwer werden, seine Drohungen zu erfüllen.

So von Abscheu und Wuth erfüllt, nahm Floretta sich vor, sich auf irgend eine Art zu rächen, wie es dies moralische Ungeheuer verdiene. Bald both sich hierzu eine günstige Gelegenheit dar.

Es war nämlich aller Vorsicht Florettas ungeachtet, einst Contelli gelungen, die Liebende zu überraschen. Jach sprang er mit gezogenem Dolche auf diese zu, aber eben so schnell bemächtigte sich Fioretta des hinfälligen Alten, hielt ihn fest, und rief, nachdem sie ihren Geliebten gebeten hatte, sich zu entfernen, mit voller Stimme um Hülfe. Das Gesinde und eine Menge Vorübergehender stürzten auf dies Geschrey herbey, und hielten Contelli, der sich wie ein Rasender geberdete, und noch um sich bis, als man ihn schon längst wehrlos gemacht hatte. Es war längst bekannt, wie sehr er sich und andere durch seine lächerliche Eifersucht marterte, und daß er jüngst in einem Anfalle derselben sogar sein Haus in Brand gesteckt habe. Aus diesen Vorgängen hatte das Publicum längst schon den Schluß gemacht, daß es mit seinem Verstande nicht ganz richtig seyn möge. Dies und der Zustand, in welchem man ihn jetzt antraf, den Dolch auf seine Gattin gezuckt, und schäumend vor Wuth, die ihn nur unartikulirte Töne hervorbringen lies, bestätigten das Vorgeben seiner Gattin, daß er wahnsinnig sey, und eben einem heftigen Anfalle unterliege. Darum ward er, weil er sich gar so unbändig geberdete, durchgeprügelt und gebunden, und so einem herbeygerufenen Arzte übergeben, der, nachdem er die Brille auf der Nase, den Zustand lange untersucht, den Puls gefühlt, und wohl zehnmal

den Kopf geschüttelt und Taback genommen hatte, dem Patienten am Halse zur Ader lies, ihm reichlich Niesepulver in die Nase schob, ihm — der eben eintretenden Hundstage ohngeachtet — ein Bett an den wohlgeheizten Ofen machen lies, und die strengste Diät verordnete. — Vergebens versicherte Contelli, daß er bey Verstande sey. Vergebens erzählte er die Geschichte Lionellos; Floretta hatte sich zu klug benommen, und die Sache war so geheim geblieben, daß niemand den geringsten Argwohn gegen diese hatte, und da man ihn täglich mit Lionello zusammen gesehen, so diente dies zu einem neuen Beweise seines Wahnwitzes.

Linoello, der starr von Erstaunen bey der angeführten Ueberraschung die Entdeckung gemacht hatte, daß sein Vertrauter und der Ehemann seiner Geliebten, eine und die nämliche Person seyen, besuchte diesen am andern Tage, und konnte sein Befremden nicht genug ausdrükken, ihn in diesem Zustande des Wahnsinns zu sehen, da er mit ihm am vorigen Tage noch zusammen gewesen, und nicht die geringste Spur einer Verstandsverwirrung bemerkt habe.

Von allen verlacht und von niemand bedauert, starb nach acht Tagen Contelli an der

Kur seines Eskulaps, indem es unentschieden blieb, ob er sich zu Tode genießt, zu Tode geschwitzt, oder zu Tode gehungert habe. Lionello feyerte nach dem Trauerjahre seine Verbindung mit der schönen Floretta.

IV.

Ludwig von Grehler.

Ein merkwürdiger Unglücklicher.

Es giebt gewisse Schooskinder des Glücks, unter deren Händen sich das Unglück in Glück und selbst Eisen in Gold zu verwandeln scheint. Ich selbst habe einen solchen gekannt, dem alles, selbst die abentheuerlichsten und übelberechnetesten Plane gelangen, vor dem die Spieler ihre Bänke schlossen, wenn er herzutrat, und der daher von sich selbst sehr oft zu sagen pflegte, „daß es ihm nicht genug sey, wenn seine Kühe Kälber bekämen, bey ihm müßten die Ochsen kalben." — Im Gegentheil giebt es aber auch wieder Söhne des Unglücks und Jammers, denen das Glück überall den Rücken kehrt, deren Leben das ausdrucksvolle Bild „nasci, pati, mori" in der vollesten Bedeutung karakterisirt, und denen das Glück nur um deswillen bisweilen günstige Blicke zuzuwerfen scheint, damit sie die darauf folgende Schläge des Schicksals um desto tiefer fühlen.

Unter diese letztern gehört unstreitig der Jüngling, dessen merkwürdige Schicksale wir hier unsern Lesern mittheilen.

Ludwig von Grehler ward schon bey seinem Eintritte in die Welt, oder vielmehr schon vor demselben, von dem Schicksale mishandelt. Nur durch eine, selbst für das Kind höchst gefährliche chyrurgische Operazion konnte er von seiner Mutter in der Geburt geschieden werden. Diese starb bald darauf an den Folgen dieser Entbindung. Bey dem Vater ward durch diesen unglücklichen Zufall ein Haß gegen das unschuldige Kind erzeugt, der sich, so wie dieses heranwuchs, zu verstärken schien. Der kleine Ludwig verlebte die ersten Jahre seiner Kindheit unter dem Gesinde, das sich übrigens um ihn eben so wenig wie sein Vater bekümmerte.

Christian von Grehler, Erb- Lehn- und Gerichtsherr mehrerer Dörfer, war einer der reichsten Edelleute in Sachsen. Sein Vater ehedem General in russischen Diensten, war stets in den Feldzügen beschäftiget, die sein Monarch gegen die Schweden und Türken unternahm, hatte also nicht Zeit gehabt, sich mit der Erziehung seines Sohnes zu befassen. Er überlies ihn daher sich selbst. Natürlich wuchs er deshalb zum unwissenden, rohen und wilden Krautjunker auf, ohne Begriffe, ohne Kenntnisse und ohue irgend einen andern Leitfaden seiner Handlungen, als seine Leidenschaften zu erkennen. — Als der Vater starb, heurathete Sohn Christian ein Landfräulein aus der Nachbarschaft, das eben so roh, als er selbst, und nicht im Stande war, seinen

Karakter zu verbessern. Abwechselnd prügelte er sich mit dieser, oder gieng mit ihr auf die Jagd und als diese während der Geburth des ersten Sohnes starb, war er zwey ganzer Jahre hindurch willens, nicht wieder zu heurathen. Denn unter den kräftigsten Schwüren versicherte er, daß man unverheurathet besser lebe; indeß heurathete er im dritten die Tochter eines verarmten benachbarten Junkers, die sich von ihm hatte schwängern lassen. Dies Geschöpfe war noch weit roher, als er selbst, und dabey verschmizt, boshaft und ohne Moralität. Statt aber weiterer Schilderung haben wir nur das anzuführen nöthig, daß sie sich bemüht hatte, von dem alten Grehler schwanger zu werden, um sich einen Mann, und zwar einen dummen und reichen Mann zn verschaffen, und daß der Ort, wo dieser Grundstein ihres Glücks gelegt ward, der Viehstall ihres Vaters war, wo sie der Junker von Grehler antraf, als sie nach ihres Vaters zwey magern Kühen sah um diesen mit eigner hoher Hand ein besseres Lager zn verschaffen.

Von einer solchen Stiefmutter hatte Ludwig für sich nicht viel gutes zu erwarten, besonders da sie bald nach der Vermählung mit einem Knaben niederkam, der Ludwigen, als dem ältern Bruder bey des Vaters Erbschaft nachstehen mußte. Deshalb war er der Stiefmutter um so mehr ein Dorn im Auge. Der Junge ward da-

her auch auf das äusserste vernachläsigt, bey allen Gelegenheiten barbarisch mishandelt, und wenn die Angabe, welche Sokrates und die Mönche machen, wahr ist, daß jeder Mensch einen Genius, und jedes Kind einen Schutzengel habe, der über diese wache, so hatte Ludwigs Genius alle Hände voll zu thun, um seinen kleinen Klienten allen den Gelegenheiten zum Unglücke zu entziehen, welche ihm ohnausgesetzt bereitet wurden. Einst fand sich sogar, daß eine Katze, die von der Milch, die er zum Frühstücke zn erhalten pflegte, gesoffen hatte, unter vielen Konvulsionen borst, und das Gesinde redete ohne allen Hehl davon, daß die gnädige Frau — nicht von Ohngefähr — eine Dosis Arsenik mit dem Zucker verwechselt habe.

Eben dieser Vorfall erschütterte indeß doch den sonst gefühllosen Vater, der bisher sich fast gar nicht um den Jungen bekümmert und ihn oft Monate lang nicht gesehen hatte; obgleich er täglich das Geschrey hörte, welches dieser unter den zahllosen und oft mehr als viehischen Mishandlungen ausstieß, die er von allen Seiten her erdulden mußte, denn jeder, der sich ein Verdienst bey der gnädigen Frau machen wollte, prügelte ihn. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben ward er vom Mitgefühl durchdrungen, und nahm sich nun vor, von jetzt an den Jungen um sich zu haben, und besser als bisher für ihn zu sorgen. — Er hielt Wort; der Jun-

ge mußte nun fast beständig um ihn seyn, auch gab er ihm einen Informator. Dieser war indessen ein eben so rohes Geschöpf, als der alte Junker selbst, dessen Zech- und Jagdgeselle er ward, und da er noch zugleich der gnädigen Frau nebenbey den Hof machte, so durfte er es dem Rücken des kleinen Ludwigs nie an Prügeln fehlen lassen, da dies ein vorzügliches Empfehlungsmittel bey der gnädigen Frau war. Da Strenge und Rohheit den Grundzug des Karakters des Junkers von Grehler ausmachte, so fehlte es auch von dieser Seite bey dem geringsten Fehler, den der arme Junge machte, oder bey der geringsten Mislaune, die dem Alten zu Kopfe stieg, nicht an Prügeln und Ludwig hatte bey dieser Veränderung seiner Lage nichts gewonnen, als daß er jetzt seinen Vater sehen uud mit diesem am Tische essen durfte, und daß er wenigstens einigen, obgleich sehr beschrenkten Unterricht erhielt.

So fand ein altes Fräulein, die Mutterschwester des alten Junkers die Verhältnisse ihres Großneffen, als sie einst auf einige Wochen bey dessen Vater einsprach. Sie hatte, was bey alten Jungfern selten ist, Verstand und — was bey diesen noch seltner ist — Mitgefühl für fremde Leiden. Der kleine Ludwig war ihr lieb geworden, da er sich stets mit Innigkeit an sie anschmiegte, und sie bey ihm eine gute Bildung, Talente und ein gutes Herz fand. Sie erbath

sich daher von seinem Vater, die Erlaubniß ihn mit sich in die Stadt nehmen, und dort unter ihrer Aufsicht erziehen lassen zu dürfen. Allgemein nahm man diesen Antrag mit Freuden an. Der Junker, weil die Tante reich war, und er sie zu beerben hoffte; — die gnädige Frau, weil ein verhaßter Gegenstand aus ihren Augen kam — und der Hofmeister, weil er nun weniger zu thun hatte, ungestörter mit dem Junker saufen, jagen, spielen und mit der gnädigen Frau kosen konnte, da der zweyte Sohn des Junkers von der gnädigen Mama nun schon einmal zum Tagediebe bestimmt war, nicht lernen durfte, und also dem Mentor wenig Arbeit machte.

Indeß hatte die Erziehung, unter der Ludwig die 12 ersten Jahre seines Lebens geseufzt, schon über seinen Karakter entschieden, und er behielt sein ganzes Leben hindurch eine verkehrte Richtung. — Verbessert konnte zwar dieser werden, und ward es auch würklich unter den würdigen Lehrern, die ihm seine Großtante hielt, aber es war unmöglich, ihn ganz umzubilden, was doch so nöthig war, wenn der Junge dem entsprechen sollte, wozu er Anlage hatte. Da man ihm keine Grundsätze der Moral beygebracht, in dem Hause seines Vaters jedes nach seinem eignen Geiste gehandelt und er also täglich die widersprechendsten Handlungen gesehen hatte, so war seine Handlungsweise immer schwankend, er wußte nie bestimmt, was er thun und was er unterlassen

sollte, und da er nie nach Regeln, sondern immer nach Laune gestraft ward, so war ihm eine gewisse Furchtsamkeit und Aengstlichkeit eigen, die ihn nie verlies, die ihm alle Energie raubte, und ihn oft die widersinnigsten Handlungen begehen lies. Die ausserordentliche Härte, mit der er immer behandelt und bestraft worden, hatte ihn zum Lügner und zum Heuchler gemacht, zwar bewirkte die Veränderung seiner Erziehung, daß er kein völliger Heuchler war, indeß hatte er doch schon eine ungemeine Fertigkeit im Lügen erlangt, da er blos durch Nothlügen sich von den Prügeln seiner Eltern und seines Hofmeisters retten konnte. Nie pflegte er wenn er über seine Handlungen befragt war, die Wahrheit — sondern immer grade das Gegentheil zu sagen, weil bey ihm einmal die Meynung eingewurzelt und gewissermaaßen zum Instinkt geworden war, daß man ihn, wenn er nicht unrecht gehandelt habe, und desfalls Prügel haben sollte, nicht darüber fragen würde, und daß er sich also durch eine sogenannte Nothlüge retten müsse. — Diese Karakterzüge blieben ihm sein ganzes Leben hindurch eigen, nnd wir werden sehen, daß bey manchen Zufällen grade hierin der Grund seines Unglücks lag.

Ludwig war bereits 18 Jahre alt, als seine Großtante starb. Da in der Stadt, in der diese gewohnt hatte, sich ein Gymnasium befand, und Ludwig Talente und Fleiß besaß, so war er da-

mals bereits zur Universität reif, welche er auch zu besuchen Willens war, doch mußte er zuvor noch seinen Vater besuchen, den er in fast 6 Jahren nicht gesehen hatte. So sehr er gegen seinen jüngern Bruder, der der roheste Bengel im Dorfe war, abstach, so wenig Misgunst lies gleichwohl die gnädige Mama gegen ihn blicken. Sie stellte ihn vielmehr ihrem eignen Söhnchen zum Muster auf, den sie einen ungeschickten Rangen nannte, schmeichelte ihm bey allen Gelegenheiten und half treulich den Alten bereden, daß er das Jahrgeld für Ludwigs Bedürfnisse auf der Akademie reichlich genug bestimmte. Die Folge hiervon war, daß Ludwigs jüngerer Bruder, der unter der Anleitung der gnädigen Mama und der Gesellschaft der Dorfjungen und eines eben so würdigen zweyten Bruders ein äusserst boshafter Junge geworden, auf der Jagd nach ihm, wie von Ohngefähr schoß, wobey er zwar nur den linken Arm, aber doch so unglücklich traf, daß Ludwig nach einer höchst schmerzhaften Kur eine Lähmung erhielt, und Zeit Lebens die linke Hand nur wenig brauchen konnte.

Ludwig bezog die Universität zu einer Zeit, wo die ausschweifendste Poltronerie und die wildeste Roheit noch ein Vorrecht und gewissermaaßen ein Erforderniß im Betragen der Musensöhne war. Gleichwohl verschafte ihm sein anständiges Betragen und die Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, Respekt. Bereits war er einige

Monate auf der hohen Schule gewesen, ohne einige Anfechtung erlitten zu haben, als er bey einer öffentlichen Gelegenheit, wo er sich der Gesellschaft der übrigen Studenten nicht entziehen konnte, aller Vorsicht ungeachtet, in Händel verwickelt ward.

Suter, ein berühmter Schläger hielt die Bank, an welcher Ludwig dem Gange des Spiels und den mannigfaltigen und abentheuerlichen Bewegungen der Spieler zusah. Suter, welcher glaubte, daß Ludwig die Betrügereyen, die er sich erlaubte, beobachte, foderte diesen erst auf, mitzuspielen, und da er dies ablehnte, befahl er ihm diktatorisch, sich vom Spieltische zu entfernen, Als Ludwig dieser Unart mit einem bescheidnen aber festen Tone begegnete, und sich auf das Recht der öffentlichen Plätze bezog, ward der Wortwechsel nach und nach heftig, und endlich stand Suter auf, um ihn thätig aufzugreifen. Ludwig setzte sich zur Wehre und warf den Spieler in eine Ecke. — Natürlich erfolgte nun von Seiten des erstern eine Ausforderung, die Ludwig in der Hitze annahm. Man brachte die Streiter auseinander, und der Termin zum Zweykampf ward auf den vierten Tag festgesetzt, indem Suter erklärte, daß es ihm an diesem Tage in einem hingehe, weil er dann noch drey solcher Pürschchen zu züchtigen habe.

An dem Tage, an welchem die Schlägerey vorgehen sollte, erschien in aller Frühe eine Wa-

che, die Ludwigen aus dem Bette hohlte, und in den Kerker schleppte. Ruhig folgte er dieser und behielt diese Ruhe auch in dem Kerker, obgleich es ihm auffiel, daß es in diesem so peinlich aussah, und daß man ihm jeden Besuch und sogar seine Bücher versagte. Er glaubte nicht anders, als das Duell sey kund geworden, und der akademische Senat habe diesen Arrest verfügt, um ihn zu verhüten.

Nach vier Tagen löste sich das Räthsel. Man brachte ihn vor den akademischen Senat und inquirirte dort förmlich als ob er der Stifter des an Sutern verübten Mords sey, den man des Abends zuvor durch mehrere Wunden getödtet, auf der Straße gefunden hatte. Da es bekannt geworden, daß Ludwig von demselben öffentlich herausgefordert worden, und sich am andern Tage schlagen sollte, und da er überdem an dem nämlichen Abende spät auf der Gasse gesehen worden, und er wie bereits angeführt worden, einen auffallenden Schein von Tücke an sich hatte, so war desfals der Verdacht auf ihn gefallen, und man hatte ihn sogleich eingezogen.

Luvwig konnte zwar natürlicher Weise dieser Beschuldigung nicht überwiesen werden, da er aber nicht genugsam ausweisen konnte, wo er an dem Abende und in der Nacht, in welcher der Mord geschehen war, gewesen sey, so verlängerte sich sein Prozeß, und erst nach acht Wo-

chen ward er ab instantia absolvirt, das heist, er ward wegen Mangel an genugsamen Beweise bis dahin losgelassen, wo man mehrere Inzichten oder nähere Beweise fände. Der Verdacht blieb, und es ward gleichsam urtheilsmäßig entschieden, daß dieser That wegen ein schwerer Verdacht auf ihm laste.

Die Geschichte dieses Mords, wie sie sich spät in der Folge entwickelte, war folgende. — Suter hatte mit noch einigen andern jungen Leuten Händel gehabt, die er, wie wir aus seiner Erklärung wissen, am nämlichen Tage ausmachen wollte. Am Abende zuvor begegnete er zweyen derselben, die er an den morgigen Zweykampf erinnerte, und hönisch fragte, ob sie ihr Testament gehörig gemacht hätten? — Hierdurch erneuerte sich der Streit; man griff sogleich zu den Degen, und Suter, der höchst berauscht war, hörte nicht auf, auf seine Gegner einzudringen, bis er endlich unter mehreren Wunden hinsank, und sich vollends verblutete. — Da dies unbekannt war, und Niemand von dem Zwiste wußte, welchen die Thäter zuvor mit dem Gebliebenen gehabt hatten, und die Ausforderungen dieser nicht öffentlich geschehen waren, so war aller Verdacht ganz allein auf den unschuldigen Ludwig gefallen.

Dieser begieng die Unvorsichtigkeit, gleich nach seiner Loslassung die Universität zu verlassen,

auf welcher er freylich durch das gegen ihn ergangene zweydeutige Urtheil beschimpft worden war. Diese Abreise vermehrte den Verdacht bey allen, und niemand war, der sich nicht überzeugt hielt, Ludwig sey wirklich der Mörder des Entleibten.

So gerne nun Ludwig eine andre Universität bezogen hätte, so mußte er doch dem Befehle seines Vaters folgen, der von der Arretirung gehört hatte, und ihn daher unverzüglich nach Haus berief. — Der Erbe von vier Rittergütern und einer halben Tonne Goldes in Kapitalien, meynte der alte Junker, sey gelehrt genug, wenn er seinen Namen zu schreiben verstehe, und reiten und jagen könne.

Traurig und gleichsam im Vorgefühle der Leiden, welche dort ihn erwarteten, reiste Ludwig, dem väterlichen Befehle folgend, nach dem Schlosse des alten Junkers. Die stete boshafte Unart seiner Geschwister abgerechnet, lebte er einige Wochen dort ziemlich ruhig. — Indeß fiel es dem alten Junker ein, daß Ludwig nun ein Weib nehmen solle. Den Grund hierzu wußte er freylich selbst nicht, aber es war ihm nun einmal so eingefallen, und da galt kein Widerspruch selbst nicht von Seiten seiner theuern Ehehälfte, so entscheidend sonst die Stimme derselben bey ihm war. Er wollte seinem Sohne ein paar tausend Thaler Rhenten und eines sei-

ner Schlösser anweisen, und darauf meynt er, solle dieser nun gleich heurathen, und thun, wie er auch gethan habe. — Viel zu besinnen sey hier nicht, sagte er, sondern Ludwig solle voran machen, weil er bald Enkel sehen wolle.

Die gnädige Frau beschäftigte sich daher bereits mit Freyereien, weil ihr daran gelegen war, sich eine Schwiegertochter nach ihrem Sinne zu verschaffen, und zugleich eine ihrer Verwandtinnen an den reichen Erben zu verkuppeln. Ludwig antwortete, als er desfalls von ihr befragt ward, mit kindischer Furcht, daß er sich alles gefallen lasse, was die gnädige Mama bestimmen werde. — Indessen, obgleich er so furchtsam war, in eine Sache zu willigen, in welche wenigstens der männliche Theil nie aus Furcht einwilligt, so war doch sein Herz bereits von einem Mädchen eingenommen, das sein Vater nach dem Testamente der alten Tante als eine arme Verwandte zur Verpflegung in sein Haus aufgenommen hatte. Dieses war ein instrignantes Geschöpf, kokett, mannsüchtig und verliebt, und hatte dabey viel Verstand oder vielmehr Schlauheit. Seit einiger Zeit hatte Louise — so hies diese — einen Roman mit einem jungen Menschen, der als Hofmeister über die jüngern Kinder des Junkers an die Stelle des vorigen, der anderweit versorgt worden, gekommen war, und man hatte schon verschiedenemal im Dorfe gesagt, daß sie mit ihm durchgegangen sey,

weil sie an seinem Arme oft mitten in der Nacht die Fluren und Felder durchstrich. Ein Vorhaben, das ihr der Junker, der ihr nicht sehr hold war, eben nicht sonderlich erschwert haben würde, woran aber wenigstens der Hofmeister nicht dachte, welcher, wie wir hören werden, ein höchst schlechter Mensch war, und nie eine Sache theurer zu kaufen gedachte, welche er wohlfeiler erhalten konnte.

Zu diesem Geschöpfe hatte Ludwig Neigung gefaßt, weil sie das einzige weibliche Geschöpfe in dem Hause seines Vaters war, zu welchem man Neigung fassen konnte. Sein Bestreben zu gefallen, war anfangs schnöde aufgenommen worden, und Louise spottete seiner weidlich in den Armen ihres nervigten Adonis. Als aber der Alte darauf drang, daß Ludwig sich verehlichen sollte, änderte sich mit einemmale ihr Betragen, und sie ward nunmehr gegen Ludwig eben so gefällig und zuvorkommend, als sie zuvor unbescheiden und zurückstoßend gewesen war. — Bald gelang es ihr, den arglosen Jüngling ganz in ihr Netz zu verstricken.

Ludwigs Vater, der Louisen nie wohl leiden mogte, ward, als ihn seine Frau aufmerksam hierauf machte, wüthend, und verboth seinem Sohne und Louisen allen Umgang mit einander. Dies Verboth verstärkte das Interesse, das Ludwig an dem Mädchen nahm, und schien über-

haupt dem Verständnisse, welches unter beyden herrschte, neuen Schwung zu geben. Der Vater drohte kurz und gut, Louisen zum Hause hinaus zu werfen und seinen Sohn durchzuprügeln, wofern er nur das geringste Verständniß unter ihnen entdecken würde. Diese Drohung diente blos dazu, daß nunmehr beyde ihre Zusammenkünfte zur Nachtzeit hielten, und die möglichste Vorsicht gebrauchten, um sie zu verheimlichen.

Einst als eben die beyden Liebende des Nachts auf Ludwigs Zimmer beysammen waren, erschien der Junker mit seiner Frau und dem Hofmeister vor der Thüre, um, da ihnen diese nächtlichen Zusammenkunft verrathen worden waren, sich durch diese Visitation selbst zu überzeugen. Louise ward schnell in Ludwigs Bette versteckt, und mit Kissen bedeckt, um sie ganz zu verbergen. Lange suchten der Junker und seine Frau in allen Winkeln des Zimmers und in allen Ecken der Schränke, bis endlich der Hofmeister die Bedeckung des Bettes hinwegriß und Louisen höhnisch hervorzog. Mehr zornig als beschämt schlug das Mädchen auf diesen Menschen los, schlug ihm einigemal mit der geballten Faust in das Gesicht, während die gnädige Frau auf sie selbst, und der Junker auf seinen Sohn lostrommelte, und bath dann nur um einige Minuten ruhiges Gehör, um zu entdecken, welch ein elender verworfener Mensch sich im Hause eingeschlichen habe,

eine Entdeckung, welche allen gleich wichtig seyn werde. Der Hofmeister und die Dame des Hauses bemühten sich dagegen, sie nicht zum Worte kommen zu lassen. So entstand ein abentheuerliches Getöse, das bald wieder in eine neue Bataille ausartete, unter welcher Louise in eine Ohnmacht fiel. — Dieser Zufall versöhnte die Partheyen, besonders da der Junker ernstlich befahl, das Mädchen zu sich kommen zu lassen, um die Entdeckung zu hören, welche sie zu machen versprochen hatte, und der Dame, welche dies in der Wuth überhört hatte, nun auch daran gelegen war, ihre hierdurch gespannte Neugierde befriedigen zu können. Nun beschäftigte sich also alles mit der ohnmächtigen Louise. Als diese zu sich kam, bath sie um Zeit zur Erhohlung und Thee; der Hofmeister und Ludwig sprangen weg um diesen zu besorgen. Ludwig nahm erstern diesen ab, und brachte ihn dem Mädchen, das eben sich erhohlt zu haben schien, als es von neuem über Uebelkeiten und Schmerzen klagte, und nach einer halben Stunde unter heftigen Konvulsionen verschied.

Augenscheinlich hatte die Unglückliche Gift erhalten. Man schöpfte sogleich Verdacht gegen den Thee, und fand bey der deshalb angestellten Untersuchung, daß der Zucker mit Arsenik vermischt worden. Ludwig hatte der Verstorbenen den Thee gebracht, wie alle gesehen hatten; diese hatte ein höchstwichtiges Geheim-

niß zu entdecken versprochen, das die ganze Familie angienge und alle empören würde. Hierzu kam die Erinnerung an den Mord, dessen Ludwig auf der Universität beschuldigt worden, und eine gewisse Verlegenheit, die man an ihm bemerkt haben wollte, als Louise die Entdeckung zu machen versprach. Alles dies zusammen genommen, erzeugte bey allen, vorzüglich aber bey dem alten Junker, der in der versprochenen Entdeckung nichts geringers, als einen Anschlag auf sein Leben sah, den an Ueberzeugung grenzenden Verdacht, daß Ludwig der Thäter sey. Der Junker gerieth in Wuth, die seine Gattin, (weil sie im Geiste schon Ludwigen enterbt, und ihren Sohn an dessen Stelle sah,) aus allen Kräften verstärkte. Er eilte daher seinen Sohn ergreiffen und bewachen zu lassen. Die benachbarten Gerichte wurden herbeygerufen, und dieser ihnen übergeben. — Die angestellte Sekzion des Leichnams bewies nicht nur, daß Louise würklich Gift erhalten, sondern auch, daß sie schwanger gewesen. — Niemand dachte ohne Entsetzen an Ludwig, den man natürlicher Weise auch für den Vater des mitgetödteten Kindes hielt.

Dies alles, so wie daß er am andern Morgen in die benachbarte Stadt zur peinlichen Untersuchung abgeführt werden solle, erfuhr Ludwig durch den Hofmeister, der sich des Nachts zu ihm in das Gefängniß stahl. Schon die Helfte die-

ser schrecklichen Nachrichten wäre hinlänglich gewesen, den armen Furchtsamen ausser Fassung zu bringen. Betäubt warf er sich zu den Füßen des Hofmeisters und flehte um Rettung. Dieser schien gerührt, und nach einer halben Stunde brachte er Ludwigen einen Beutel mit einigen Thalern, welcher, wie er versicherte, sein ganzes Vermögen enthielt, öfnete die Thüre des Gefängnisses und begleitete den Unglücklichen bis jenseits des angrenzenden Forsts, indem er ihm den Weg beschrieb, den er zu nehmen habe, um über die Grenze zu kommen. Zugleich rieth er ihm, sobald als möglich sich nach Westindien einzuschiffen, weil in Europa doch schwerlich Sicherheit für ihn seyn würde. Zu diesem Behuf gab er ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Amsterdammer Kaufmann mit, der für seine Unterkunft in Amerika sorgen würde. Dahin sollte er dann ohne Zeitverlust eilen, und zitternd versprach Ludwig die pünktlichste Folge.

Während der unglückliche Jüngling seinen Weg mit der äussersten Anstrengung und wie von Fluch und Todtschlag getrieben, nach Holland fortsetzt, wollen wir unsern Lesern die Aufklärung dieses Vorgangs mittheilen, da wohl sonst niemand die Großmuth des Hofmeisters die Ludwigen rettete, nach der von ihm gemachten Schilderung enträthseln möchte.

Louise hatte, wie wir wissen, seit langer Zeit eine Liebschaft mit dem Hofmeister unterhalten,

die im höchsten Grade vertraut gewesen war. — Als Ludwig nach dem Befehle seines Vaters heurathen wollte, fühlte sie bereits die Folgen dieser Vertraulichkeit. Der Hofmeister, der in Kurzen Gerichtshalter auf den adelichen Gütern werden sollte, und bisher versprochen hatte, sie alsdann zu ehlichen, änderte, als er Ludwigs Leidenschaft zu dem Mädchen bemerkte, seinen Plan. Da er ihrer überdrüßig war, so schob er ihr den Plan unter, sich an Ludwigen anzuschließen, dessen Sinnlichkeit zu reizen, und eine Heurath mit diesem dadurch zu Stande zu bringen, daß sie ihm glauben mache, er sey der Vater ihres Kindes. Louise überzeugt von dem Vortheil dieses Tausches und in der Hofnung, daß sie auch als Ludwigs Gattin ihren Umgang mit dem Hofmeister den sie leidenschaftlich liebte, würde fortsetzen können, lies sich leicht hierzu bereden. Aber der Junker und dessen Gattin widersetzten sich dieser Verbindung gegen des Hofmeisters Vermuthen und dieser, der zugleich der Hausfrau den Hof machte, konnte aller angewandten Bemühungen ohngeachtet, diese nicht zur Heurath stimmen. Er entwarf daher den Plan, daß Louise sich mit Ludwigen von den Alten in einer vertrauten Stellung überraschen lassen, und sich dann für schwanger ausgeben sollte. Er hoffte, daß alsdann die Alten aus religiö-

sen Rücksichten keinen weitern Anstand gegen diese Verbindung nehmen würden.

Indeß ward Ludwig, aller Bemühungen der würklich reizenden Louise ohngeachtet, zu furchtsam, als daß er von ihr mehr, als einzelne Küsse hätte verlangen sollen. Louise verzweifelte daher an dem glücklichen Ausgange, und da sie den Hofmeister heftiger liebte, so wünschte sie lieber mit ihm, wenn er die Gerichtshalterey erhalten, verbunden zu werden. Dieser bestand hingegen auf der Ausführung seines Plans, nach dem Louise sich mit Ludwigen überraschen lassen sollte. Bey einer dieser Unterredungen kam es zum Wortstreite zwischen Louisen und dem Hofmeister. Letztere gerieth in Hitze und drohte, alles zu entdecken. Dieser hierüber aufgebracht, gieng so weit, daß er das Mädchen mißhandelte. Endlich kam doch zwischen beyden ein Vergleich hierdurch zu stande, daß Louise ihre Anschläge auf Ludwigen fortsetzen, und mislängen diese, alsdann den Hofmeister als künftigen Gerichtshalter heurathen sollte.

Dagegen bemühte sich dieser nun auch ohne Louisen den Plan der Ueberraschung, in welchen diese vorerst nicht weiter einwilligen wollte, auszuführen. Da er sich nun nicht überzeugen konnte, daß Ludwig mit dem Mädchen halbe Nächte auf seinem Zimmer würklich so keusch zubringe, als diese ihn glauben machen wollte, so hofte er diese

in einer Lage zu überraschen, wie er sie wünschte, und gab daher dem Junker Nachricht von dieser nächtlichen Zusammenkunft. Es war ihm hierbey leicht, diesen zu einer Visitation zu bereden, von deren Ausgange er sich alles versprach. Da er gewiß wußte, daß Louise auf Ludwigs Zimmer war, so war es ihm leicht, diese zu finden, besonders da er wünschte, daß sie in dessen Bette seyn möge, um den beabsichteten Verdacht zu bestärken. Dabey hoffte er sie würde so klug seyn, den Moment zu benutzen, um den Alten das Mährchen aufzuheften, zu welchem er sie schon lange vorbereitet hatte. — Indessen brachte dies grade die entgegengesetzte Würkung hervor. Ihr noch immer nicht ganz verloschner Zorn gegen den Hofmeister brach hierdurch von neuem in helle Flammen aus, und ergoß sich in Schmähungen und die Drohung, der Familie eine wichtige Entdeckung zu machen, deren Sinn der Hofmeister allein verstand. Dies Betragen des Mädchens versetzte ihn in die äusserste Wuth, deren er aber doch in so weit Meister blieb, daß man sie in dem allgemeinen Tumulte nicht bemerkte. — Die Ohnmacht, eine Folge der Anstrengung und des Zorns der schwangern Louise, kam ihm in diesem Augenblick zu statten. Da er aber befürchtete, daß diese Entdeckung erfolgen werde, wenn Louise sich erhohlte, so mischte er in diesem Sturme der Leidenschaften Arsenik unter den Thee, um sein Glück nicht nur zu

sichern, sondern sich auch von aller Verantwortung zu befreyen. Diese würde ihm um so schwerer geworden seyn, da sich noch in Louisens Händen, die Arzneyen befanden, die er ihr zur Abtreibung ihrer Schwangerschaft anvertraut. Seine Klugheit wußte es so einzuleiten, daß Ludwig der aus Sorge für seine Geliebte den Thee herbeyzuschaffen eilte, ihm diesen abnahm, und Louisen reichte. Da er es aber nicht darauf ankommen lassen wollte, diese Sache durch eine gerichtliche Untersuchung gegen Ludwig aufzuklären, so beförderte er Ludwigs Flucht, und verstärkte den Verdacht hierdurch nicht nur, gegen diesen, sondern vereitelte jede Untersuchung, bey der der Umstand, daß sich Louise nach den Beweisen der Aerzte schon im fünften Monate schwanger befand, sehr zu Ludwigs Befreyung, da dieser erst drey Monate zu Hause war, sprechen mußte. Er stellte daher den Alten die Schande vor, die ein öffentliches Verfahren gegen ihren Sohn, vielleicht gar dessen öffentliche Hinrichtung auf den Namen und Stamm der von Grehler bringen würde, und stimmte diese so leicht dazu, Ludwigen entfliehen zu lassen. Der Junker gab gern 200 Louisdor's dem Hofmeister um diese Ludwigen zu behändigen, und seine Flucht zu befördern. Er unterschlug aber, wie wir gesehen haben, das Geld, und stellte Ludwigen nur einige Thaler zu, empfahl ihm dafür aber schnell nach Amerika zu eilen, weil

er hoffte, daß dieser nie von dort zurückkehren würde. Er war um so fester hiervon überzeugt, da er demselben Kaufmanne im Amsterdam, an den er den Jüngling addressirt hatte, noch ein Schreiben mit der Post zusandte, in dem er diesem den Auftrag gab, Ludwigen als einen höchst bösen Buben und überzeugten zweyfachen Mörder, den man blos aus Schonung gegen die Familie entfliehen lassen, den Seelenverkäufern in die Hände zu spielen.

Wirklich reiste Ludwig augenblicklich nach Holland, und war den Grenzen dieses Landes nahe, als er in einem Landstädtchen von den daselbst liegenden Werbern angehalten, um seinen Paß befragt, und als er diesen nicht vorzeigen konnte, zu dem Offizier gebracht ward. Dieser erblickte kaum den Jüngling, als er ein daliegendes Zeitungsblatt ergriff, und nachdem er bald dieses, bald Ludwigen angesehen hatte, erklärte er ihm ganz troken, er sey der eines Mordes schuldige aber entflohene Ludwig von Grehler, welchen die — schen Gerichte durch Steckbriefe verfolgten. Würklich war Ludwig in diesen Steckbriefen so genau beschrieben, daß es eine Art von Wunder war, wie er ohne angehalten zu werden, so weit hatte kommen können.

Dem Werblieutenant entgieng die Verlegenheit nicht, in die Ludwig bey dieser Anrede ge-

rieth, überzeugt hierdurch, daß er sich nicht irre, besann er sich kurz und lies dem Unglücklichen die Wahl, ob er als Rekrut ohne Handgeld 12 Jahre — sche Dienste nehmen oder lieber den Gerichten ausgeliefert werden wolle. Vergebens betheuerte der Jüngling seine Unschuld, der Werber blieb fest dabey, daß er unter beyden wählen solle. Ludwig wählte also das erstere, und ward unter dem Namen Tobias Haas sogleich als Rekrut enrollirt, und zu dem an der Pohlnischen Grenze liegenden Regimente geschaft.

Hier hatte er unter zahllosen Prügeln das Exerziren und Hungerleiden, und sich bereits so viel möglich, in die Regeln dieses neuen Standes fügen gelernt, als er einst, indem er ein Zeitungsblatt von einem seiner Offiziere zum andern tragen mußte, dies zufällig durchlas. Er fand darin 2 Addressen an sich, in der ersten erklärten die Gerichte, daß da nunmehr der wahre Urheber des an Louisen von Hartert zu Grehlerdorf verübten Mordes eingezogen, dessen überwiesen, und eben so diesen Mord als mehrere Verbrechen, so wie das große Bubenstück gestanden habe, daß er gesucht Ludwig von Grehler, dieses Mordes verdächtig zu machen, und ihn zu Hinderung der Entdeckung zur Flucht beredet. Die Gerichte zwar damals diesen wegen des erregten Verdachts erfolgter Flucht Steckbriefe erkannt und wie gegen einen Abwesenden prozedirt worden, nunmhr es

aber für die angenehmste Pflicht halte, zur Genugthuung Ludwigs von Grehler hiedurch dessen Unschuld laut und feyerlich bekannt zu machen. Zugleich sprach es ihn von der Anklage und allem Verdachte frey.

Die zweyte Addresse enthielt eine Aufforderung des Junkers, an seinen unglücklichen verkannten, nunmehr aber gerechtfertigten Sohn, um in die Arme seines Vaters zurückzukehren.

Mit diesem Blatte in der Hand eilte jetzt Ludwig zu seinem Hauptmanne, dem er den Zusammenhang der Sache entdeckte. Da dieser sich nicht überzeugen konnte, daß der Musquetier Tobias Haas und der Junker Ludwig von Grehler eine und dieselbe Person sey, und der gewesene Werblieutenant von Lewer wirklich sich einer so schlechten Handlung schuldig gemacht haben sollte, um die paar Thaler Handgeld zu gewinnen, so ward deshalb eine Untersuchnng veranstaltet, und Ludwig nach dem Kriegsreglement während derselben in Arrest gesetzt. Da der Werboffizier, wie sehr begreiflich, die Beschuldigung läugnete, seine Werber ihm bezeugten, daß der Rekrut, Tobias Haas sich freywillig gemeldet, über sein Herkommen examinirt worden, und sich für eines Drehers Sohn aus Pommern ausgegeben, auch hierauf das Handgeld mit 14 Dukaten in ihrer Gegenwart empfangen habe, so erhielt Ludwig als Strafe für die Verunglimpfung

des Offiziers 25 Prügel, und mußte ferner exerziren und hungern.

Durch diesen Versuch abgeschreckt, wagte Ludwig keinen neuen. Statt dessen schrieb er die ganze Sache und sein Verhältniß seinem Vater. Diesen Brief lies er durch einen Bauer auf die Post geben, weil die Post angewiesen war, jede von Soldaten aufgegebene Briefe an das Regiment derselben zurückzuliefern, wo dann, wie er wohl wußte, sichere Strafe des Schreibers wartete.

Da der alte Junker die Verhältnisse des—schen Militairdienstes kannte, so reißte er, um sicher zu gehen, sogleich in die Residenz, legte dem Monarchen die Sache vor, und er würkte den Abschied für seinen Sohn. Indeß vergiengen hierdurch mehrere Wochen, und da Ludwig wähnte, der Brief an seinen Vater sey unterschlagen worden, so nahm er sich vor, den kürzesten Weg zu gehen, und desertirte. Er ward aber eingehohlt, und sollte, weil er von einem der äussern Posten, auf welchem er Wache gestanden desertirt war, und weil man nöthig fand, des vielfachen Ausreißens wegen ein Beyspiel aufzustellen, erschossen werden.

Eben war der Tag zur Exekution erschienen und der Unglückliche bereits auf dem Wege nach dem Richtplatz, als sein Vater ankam, und sich sogleich zu dem Obersten des Regiments verfügte.

Diesem übergab er das königliche Handschreiben mit dem Abschiede seines Sohnes. Rasch warf sich der würdige Offizier auf sein Pferd und sprengte an den Ort, wo das Urtheil vollstreckt werden sollte. Er kam eben an, als Ludwig niederkniete, und die Exekutoren die Gewehre auf ihn anlegten. — Gnade rief er, und Gnade, wiederhallte ein frohes Geräusche. — Sinnlos und schon halbtodt stürzte der Unglückliche zu Boden.

Als Ludwig nach einigen Tagen von einem hartnäckigen hitzigen Fieber erwachte befand er sich in den Armen seines Vaters. Dieser erzählte ihm den Vorgang der ihm selbst ein Traum zu seyn schien. Nachdem er wieder hergestellt war, nahm ihn der Vater auf seine Güter. — Hier erfuhr er, daß der Hofmeister, gefoltert von seinem Gewissen, in einem Anfalle von Raserey den Mord Louisens und das ganze Bubenstück nebst noch vielen andern Schurkenstreichen, die er begangen freywillig angezeigt, und bereits den Lohn auf dem Rade empfangen habe.

Ludwig war durch sein Unglück bereits so merkwürdig geworden, daß seine Schicksale der Gegenstand der Unterhaltung in der ganzen Gegend und er selbst der Gegenstand allgemeiner Neugierde geworden. Da er ein schöner Jüngling und der reichste Erbe im Lande war, erregte er noch mehr Interesse. — Ein Zug von Tiefsinn, die Folge so vieler Leiden, empfahl ihn bey allen, welche ihn sahen, noch mehr; nur sein Vater verwünschte diesen letz-

tern, nannte ihn einen mondsüchtigen Kopfhänger, und da er seit einiger Zeit selbst um vieles grämlicher geworden war, so behandelte er ihn mit einer Strenge, gegen die die militairische Disziplin, der Ludwig so eben entkommen, noch gelinde war.

Nach so vielen sich häufenden Unfällen konnte Ludwig mit einer Art von Gewißheit erwarten, daß nun das Schicksal ihn zu verfolgen müde seyn würde, und er nun jene Ruhe werde genießen können, die nach so vielen und schweren Stürmen ihm so nothwendig war. Willig schmiegte er sich daher in die Launen seines Vaters und geduldig ertrug er seine Mishandlungen, indem er sich mit der Hoffnung tröstete, daß es bald anders mit ihm werden würde. Diese Hoffnung äusserte er in der unschuldigen Bedeutung, wie sie aufgestellt worden, gegen alle, mit denen er umgieng. — Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Unsre Leser haben schon an mehrern Stellen Gelegenheit gehabt, den Karakter seiner Stiefmutter kennen zu lernen. Sobald Ludwig herangewachsen war, hatte sie aufgehört, ihn zu hassen, obgleich die Liebe zu ihrem Sohne dem sie so gerne die ganze reiche Erbschaft wünschte, und ihr damit in Verbindung stehendes eignes Interesse sie bestimmte, ihn gelegentlich zu unterdrücken. Dies schändliche Weib, das ohnausgesetzt ihrem Mann untreu war, befand sich jetzt in den Jahren, wo ein gewisser Trieb bey den Weibern um so stärker wird, je weniger sie Mittel finden, die-

sen zu befriedigen. Dieses Weib nun, hatte schon lange Absichten auf den blühenden Jüngling gehabt. Diese Neigung stieg mit dem Interesse, das man allgemein an dem jungen Manne nahm. Dieser war indeß theils zu blöde, theils hatte er keine Begriffe davon, daß ein alterndes Weib zu einem kaum reifen Jünglinge — eine Mutter zu ihrem Sohn mehr als Wohlwollen fassen könne. Er überschritt daher nie die Grenzen jener kalten zurückgezogenen Ehrerbietung, welche er von jeher gegen seine Stiefmutter beobachtet hatte, und fand nichts besonders dabey, daß diese jetzt überall seinen Wünschen zuvorkam, und ihn nun eben so liebevoll behandelte, als sie in seiner Kindheit ihn mit Grausamkeit mishandelt hatte.

Grade diese Zurückgezogenheit und dieser gänzliche Mangel an Aufmerksamkeit vermehrte die Leidenschaft des gierigen Weibes, das endlich den Schleyer abwarf. Diese Schändliche, die alle Sittlichkeit längst abgelegt, oder eigentlich nie besessen hatte, schlich sich des Nachts von der Seite ihres Mannes in das Zimmer des schlafenden Ludwigs. Bey diesem setzte sie sich halbnackt auf das Bett und klagte über die Härte seines Vaters. Der Jüngling, der keinen Begriff von einer so unnatürlichen Wollust hatte, und dem selbst die Möglichkeit des Verbrechens welches dies viehische Geschöpf beabsichtete, nicht einfiel, fand hierin nichts arges, und selbst noch dann nicht, als dies Weib unter dem Vorwande eines hefti-

gen Frostes sich zu ihm in das Bette legte. Als aber die Verworfene immer dringender und schamloser ward, da empörte sich alles Gefühl in dem redlichen Jungen, und er stieß sie mit alle dem Abscheu zurück, den ihr unnatürliches Benehmen ihm erzeugte. Hierdurch zu einer Art von Wuth gereizt, rang die Rasende mit dem Jünglinge, als der Junker mit dem zweyten Sohne in das Zimmer trat.

Letztrer hatte seine Mutter in Ludwigs Zimmer schleichen sehen. Da er nun von dieser seit einiger Zeit wegen seiner ungeheuren Rohheit und Bosheit — vielleicht auch weil Ludwigs Vorzüge zu viel Reiz für sie hatten, gewißermaasen vernachlässigt worden, und daher Rache gegen sie brütete, er auch seinen ältern Bruder aufs äusserste haßte, dabey seines Vaters Jachzorn und seinen ausserordentlichen Hang zur Eifersucht kannte, so benutzte er diese Gelegenheit, seinen Haß gegen Mutter und Bruder auf die niederträchtigste Weise zu befriedigen. Er rechnete darauf, daß sein Vater Ludwigen auf der Stelle fortjagen und enterben werde, wozu dann der angebliche blutschänderische Umgang Ludwigs mit seiner Stiefmutter eine gesetzliche Ursache gab, und wodurch dann das ganze reiche Erbe auf ihn fiel. Er hatte daher sogleich seinen Vater geweckt, und durch die niedrigste und beißendste Spöttereyen in eine solche Wuth versetzt, daß dieser schon, ehe er Ludwigs Zimmer erreichte, nicht mehr Herr über sich

selbst war. Als er in dasselbe hineintrat, und seine Frau in dem Bette seines Sohnes sah, schoß er daher sogleich seine Pistole nach beyden ab, verfehlte sie aber, weil die Wuth seine Hand unstät führte. Der Knall der Pistole erweckte die Schändliche aus der Betäubung, und Ludwig sprang unwissend von wem der Angriff komme, nach seinem Degen.

Kaum hatte die Mutter ihren Gemahl erblickt, als sie unglaublich schnell sich sammelte, sich in seine Arme warf, und Gott dankte, daß er ihn in dem Augenblicke sie zu retten herbeygeführt habe, als es eben dem gottlosen Bösewichte gelingen wollte, das schändlichste Bubenstück zu vollführen. — Ludwig habe sie, fuhr sie mit unglaublicher Unverschämtheit fort, gebeten, diese Nacht zu ihm auf sein Zimmer zu kommen, weil er ihr ein höchst wichtiges Geheimniß, nur ihr mittheilbar, zu entdecken habe. Sie habe dieser Bitte in der unschuldigsten Absicht, und gar nicht das schändliche Vorhaben dieses Bösewichts ahndend nachgegeben. Als sie angekommen, habe er sie auf das Bett niedergeworfen, wo sie sich zwar gegen ihn vertheidiget hätte, aber eben aus Erschöpfung erlegen seyn würde, als der Himmel den Junker zu ihrer Errettung herbeygeführt habe.

So unwahrscheinlich dies Mährchen war, so viel Eingang fand es bey dem Junker, der viel zu zornig war, als daß er Zeit zur Ueberlegung

hätte gewinnen können. Da die Junkerin nun auch ihren Sohn mit Thränen umarmte, ihm dankte und ihn beschwur, sie auch künftig immer gegen ein Ungeheuer zu beschützen, das ihn Bruder nenne, so schwieg dieser weislich und alles Ungewitter brach allein über den unschuldigen Ludwig los, der bey so vieler Bosheit und Unverschämtheit erstarrt und leblos dastand. Zudem hatte noch der Alte das Ringen seiner Frau mit seinem Sohne bemerkt. Ueberdem konnte er sich nicht vorstellen, daß die Geschichte Josephs mit Madam Potiphar in seinem Hause erneuert worden. Wüthend entriß er daher seinem zweyten Sohne den Degen, den dieser mitgebracht, und rannte damit auf Ludwigen los. Dieser hielt ohne Bewußtseyn seinen Degen vor, und der alte stürzte in denselben.

Man brachte den schwerverwundeten Junker hinweg, Ludwig entfloh. Sein Bruder und Stiefmutter sorgten dafür, daß der alte Junker diesen als Blutschänder und Vatermörder in voller gesetzlicher Form enterbte; der Alte starb am dritten Tage an der erhaltnen Wunde. Ludwigs unnatürlicher Bruder erhielt dessen Erbe.

Ludwig war eben beschäftigt, seinem Vater den ganzen Vorgang in einem Briefe aufzuklären, als sein Wirth, der Besitzer eines kleinen Wirthshauses in einem mäßigen Landstädtchen acht Meilen von dem Schlosse des Junkers ihm ein Zeitungsblatt auf sein Zimmer brachte, weil

er bemerkt hatte, daß der junge Herr zerstreut war und Langeweile hatte. Ludwig schlug das Blatt von einander, und das erste was ihm in die Augen fiel, war sein Name. Er war als Vatermörder von den Gerichten vorgeladen, und zugleich in der gewöhnlichen Form, sämtliche Obrigkeiten ersucht, auf ihn acht zu haben, sich seiner zu bemächtigen und ihn auszuliefern.

Nachdem er seinem unglücklichen Vater und seinem eignen Schicksale einige Thränen gezollt hatte, dachte er auf seine Rettung. Ein dienstfertiger Hebräer erhandelte seine Kleider, die er in einem Bündel mitgebracht hatte, gegen eine verschabte Jacke und einen Paß auf einen vazierenden Schreiber, Namens Ruhler, welchen der gefällige Hebräer von dem noch gefälligern Schulzen eines benachbarten Orts um einen Thaler erkaufte. Auch über den nun einzuschlagenden Weg war Ludwig wenig verlegen, da dieser neue ausserordentliche Schlag seines Schicksals seinem sonst schwachen und stets schwankenden Geiste eine eigne und ungewöhnliche Kraft zu verleihen, schien. Er erinnerte sich des einst von dem Hofmeister ihm gegebenen Raths, nach einem der beyden Indien zu reisen, und machte sich daher ohne viel Bedenken auf den Weg nach Holland um sich daselbst einzuschiffen. Glücklich kam er bis an die westphälischen Gränzen und hoffte in einigen Tagen in Amsterdam zu seyn, als er in der Schenke

eines Dorfs wo er zu Mittag essen wollte, sich von den Bauern arretirt sah, die ihn unter einer Menge Mishandlungen und allen erdenklichen Schimpfwörtern vor das benachbarte Gericht brachten. Da es spät am Abende war, als er bey diesem ankam, so ward er ohne weiters in das Gefängniß gebracht. Dies war eines der abscheulichsten von jenen Kerkern, in denen die Gefangenen mehr gemartert als aufbewahrt werden.

Hier war der Unglückliche vier volle Wochen hindurch aller der Pein überlassen, welche ihn unter den Umständen, in denen er sich befand, niederdrücken mußten. Niemand schien sich um ihn zu bekümmern, auch sah er niemand als den Kerkermeister, ein stummes höchst fühlloses Geschöpf, der nach seinen Ketten sah und ihm Brod und Wasser brachte. Noch am Tage seines Todes erklärte der Unglückliche, daß unter allen den namlosen Qualen, die das Schicksal ihm bereitet, diese die schrecklichste und peinlichste für ihn gewesen sey. — In dieser Höllenqual entschloß er sich, da er sich überzeugt hielt, daß man ihn erkaant habe, und nun als Vatermörder richten werde, in dem ersten Verhöre sich als Vatermörder zu bekennen, und die Beschleunigung seiner Hinrichtung von der Menschlichkeit seiner Richter sich als Gnade zu erflehen.

Nach 4 Wochen öfnete sich endlich die Thüre seines Gefängnisses und es trat eine Deputation

des Gerichts ein, die Ludwigen sogleich seine Fesseln abnahm, und ihn auf eine feyerliche und ehrenvolle Weise auf das Gemeindehaus führte. Dort erklärte ihm der Vorsitzer daß er frey und daß blos ein Irrthum an seiner Verhaftung und seinem bisherigen Arreste Schuld sey, da man nun so glücklich gewesen sey, diesen zu entdecken, so eile man ihn zu befreyen, indem man ihm zugleich als eine desfalsige Entschädigung 10 Dukaten zustelle.

Ludwig war hierbey wie aus den Wolken gefallen, und alles schien ihm ein Traum zu seyn. Noch vor einigen Minuten hatte er sich auf dem Rade gesehen, und selbst dann, als er in das Gemeindehaus eintrat, waren, ohngeachtet der ehrenvollen Art, auf welche dieses geschah, seine Hoffnungen um nichts gebessert. Und nun erhielt er eine ehrenvolle Lossprechung und eine Vergütung für den erstandenen Arrest, die freylich mit dem, was er erduldet hatte; in keinem Verhältnisse stand. Eben so schnell erwachte nun auch wieder in ihm die Liebe zum Leben, und der Gedanke, daß dies vielleicht das Ende seiner Leiden und der Anfang eines bessern Glücks sey. Er gab sich daher auch hier für einen seiner Dienste entlassenen Schreiber aus, nannte sich Ruhler, und erhielt von dem Magistrate einen neuen Paß auf diesen Namen. Nun erfuhr er, daß die Bauern ihn nach seinem Anzu-

ge für einen durch ein Rotterdammer Handelshaus verfolgten Handlungsdiener gehalten hatten, der seinem Herrn mit einer ansehnlichen Summe Geldes durchgegangen, immittelst aber zu Kaßel arretirt und zurückgeliefert worden war, und daß eben dies Rotterdammer Handelshaus ihm zur Entschuldigung für den erstandenen Arrest das erhaltene Geschenk von 10 Dukaten gemacht habe.

Diese günstige Aenderung war Ursache, daß Ludwig neuen Muth gewann, und indem er den Vorsatz, nach Ostindien zu reisen aufgab, die Empfehlung einer Magistratsperson an einen Amsterdamer Kaufmann annahm, der einen Menschen auf sein Komptoir suchte, welcher der deutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig wäre.

Sein neuer Herr war ein Millionär, weiter aber auch nichts. Sonst eine gewöhnliche Kaufmannsseele, die den Menschen nach der Elle und dem Pfunde schätzt, blos ihren Vortheil berechnet, uud jedes Mittel zuläßt, das diesen befördert, ohne sich um dessen moralische Zuläßigkeit zu bekümmern. Die Härte und Grobheit, mit welcher dieser seinen Leuten begegnete, die er übrigens richtig und sehr gut bezahlte, war stadtkündig; und Ludwig, der bisher sein Schicksal mit sehr viel Gelassenheit ertragen hatte, fieng jetzt an, dessen Härte unerträglich zu finden.

Um sich zu zerstreuen und seinen Mismuth zu verbannen, besuchte er in den wenigen Feyerstunden, die er hatte, die öffentlichen Vergnügungsorte. Hier reizte ihn das Geld auf den Spieltischen, er spielte und gewann ansehnliche Summen. So hatte er sich nach und nach über 2000 Louisd'ors zusammengewonnen, und da er sich in Amsterdam noch nicht sicher glaubte, und der Gedanke, in einem andern Welttheile sein Glück zu machen, nach und nach sein Lieblingsgedanke geworden war, auch zudem die Härte, mit welcher sein Prinzipal ihn behandelte, ihm täglich unerträglicher ward, so nahm er nach einem halben Jahre seine Entlassung, um mit einem eben abgehenden Schiffe nach Batavia unter Seegel zu gehen, wo er, da er den kaufmännischen Geschäftsgang in seiner letztern Kariere hinlänglich kennen gelernt hatte, mit seinem Vermögen, das sich auf 16000 Thaler belief, bald ein ansehnliches Glück zu machen, und dann in dem wilden Klima des nördlichen Amerikas seine Tage in Ruhe zu verleben gedachte.

Zum Unglücke für Ludwigen lies er sich an eben dem Tage, an welchem er zu Schiffe gehen wollte, und schon im Begriffe war, seine Habschaft auf das Schiff zu transportiren, von einem Bekannten bereden, mit diesem eine Reise nach Venedig zu machen, wo durch eine Spekulation mit einer mäsigen Einlage ohne einiges Risico ein höchst beträchtlicher Gewinn in sehr kurzer

Zeit zu erhalten war. — Von dort aus, wollte er dann mit seinem Vermögen, das durch diesen neuen Gewinn beträchtlich genug gewesen wäre, um ein ansehnliches Etablissement in Nordamerika zu errichten, sein Lieblingsprojeckt, dem er dadurch um so viel näher gerückt zu seyn schien, ausführen, und unmittelbar nach Amerika übersetzen.

Anstatt seine Koffres in das Schiff bringen zu lassen, lies er diese daher zu seinem nunmehrigen Associé schaffen, weil er seine bisherige Wohnung bey seinem Prinzipal seinem Nachfolger räumen mußte, und die Abreise nach Venedig erst nach 8 Tagen angetreten werden sollte.

Nach Umlauf dieser Zeit reiste endlich Ludwig mit seinem Associe ab. Ihre Reise gieng bis Kölln eben so schnell als glücklich. Einige Meilen hinter dieser Stadt aber wurden sie arretirt und einem Handlungsbedienten vorgestellt, der zuvor mit Ludwigen auf dem nehmlichen Komtoir gearbeitet hatte. Nachdem dieser Ludwigen anerkannt hatte, ward sein Gepäcke von jenem seines Kompagnos getrennt, dieser in Freyheit gesetzt, Ludwig aber in deu Kerker gebracht.

Es war nämlich 2 Tage zuvor, ehe Ludwig aus Amsterdam abgereist war, ein Einbruch in das Haus seines vorherigen Prinzipals geschehen, und aus diesem gegen 30,000 Thaler in Golde ent-

wendet worden. Da aus allen Umständen erhellte, daß nur einer, der in dem Hause bekannt war, diesen Einbruch vollführt und diese Summe entwendet haben könne, und Ludwigs Prinzipal erfuhr, daß dieser statt nach Batavia zu reisen, in Amsterdam zurückgeblieben war, so fiel natürlicher Weise aller Verdacht auf diesen, und der Kaufmann schickte ihm sogleich Leute auf allen Wegen nach, wovon ihn einer, wie wir gesehen haben, antraf, und sogleich arretiren lies. Da man in seinem Koffre das Geld fand, welches er gewonnen hatte, und das fast alles in Golde bestand, so vermehrte sich der Verdacht gegen ihn, da man wußte, daß er als ein vazierender Schreiber ohne Geld nach Amsterdam gekommen war. Ueberdem hatte Ludwig, aus Angst beym Andenken an die Schrecknisse des Kerkers, seine bisherigen Schicksale und die Folgen des angeschuldigten Vatermords sich Brache genannt, und für einen Dänen ausgegeben. Auch dieses diente dazu, den Verdacht gegen ihn zu stärken.

Nach mehreren Monoten, welche über den Verhandlungen, ob der Inhaftirte nach Amsterdam auszuliefern sey, oder nicht, verstrichen, fieng man endlich an, ihm den Prozeß zu machen. — Da Ludwig sah, daß man ihn über eine Handlung befragte die er nicht verübt, und vor welcher sich ein Ehrgefühl empörte, so blieb er dabey, daß er unschuldig sey. Die Folge da-

von war, daß man bey den mehrfach gegen ihn vorliegenden Inzichten ihm die Tortur zu erkannte, besonders da auch inmittels von der Obrigkeit des Orts, welches Ludwig als seinen Geburtsort angegeben, die Nachricht eintraf, daß nie ein Brache, noch ein Ruhler dort existirt habe, und daß diese Namen dort durchaus unbekannt seyen.

Auf der Folter bekannte sich Ludwig nicht nur zu dem angeblichen Diebstahle, den er nie begangen, sondern auch zu dem Vatermorde, an welchem er nicht viel mehr schuldig war. Da man aber nicht so viel Geld bey ihm vorfand, als dem Amsterdamer Kaufmanne entwendet worden war, und er überdies den Einbruch allein nicht hatte vollführen können, so sollte er nunmehr noch angeben, wohin das übrige Geld gekommen, und wer ihm bey dem Einbruche behülflich gewesen. Auf die erste Frage half der Unglückliche sich dadurch, daß er vorgab, er habe solches verspielt, bey der zweyten wußte er sich aber nicht zu helfen, da er zu redlich war, um einen Unschuldigen in sein unglückliches Schicksal mit zu verwickeln. Es half nichts, daß er betheuerte, allein gewesen zu seyn, seine Richter wußten das besser, und das Foltern fieng von neuem an, und dauerte so lange, bis er endlich aus dem Stegreife ein paar Namen von Personen erfand, welche ihm hierbey sollten geholfen haben.

Da man nun an die Gerichte, in deren Bezirke Ludwigs Vater gewohnt hatte und nach Amsterdam schrieb, so dauerte es abermal mehrere Monate, während welcher Ludwig im Kerker in Ketten schmachtete, und alle Martern menschlichen Elends erduldete. Endlich erschien fast zu gleicher Zeit Antwort von beyden Orten.

Ludwigs Stiefmutter, meldete das erstere Gerücht, sey vor einigen Monaten gestorben und habe vor ihrem Tode ihr Gewissen durch ein reines Bekenntniß der Unschuld ihres Stiefsohnes, welches sie vor Gericht gethan, entladen und diesen durchaus gerechtfertiget. Der Lehnhof habe darauf zur Verwaltung der Güter des abwesenden Ludwigs eine Kommission ernannt, und diesen vorgeladen. Stündlich könne demnach dieser zurückkehren und sein Erbe antreten.

Eben so günstig lauteten die Amtsschreiben aus Amsterdam. Man sey, hies es darin, so eben so glücklich gewesen, die wahren Thäter des Diebstahls zu entdecken. Diese hätten den Raub bereits eingestanden, diesen größtentheils schon restituirt, und würden ehestens die verdiente Strafe leiden.

So war Ludwig abermal dem Schaffotte so nahe, mit einemmale gerechtfertigt. Man entriß ihn dem Gefängniße, und machte ihm seine Befreyung und Rechtfertigung bekannt. Er ward in sein väterliches Erbe eingesetzt und seine Ehre restituirt.

Nicht lange darauf erfolgte, gleich als ob er auf einmal ganz gerechtfertiget werden sollte, auch die Aufklärung des ihm auf der Universität angeschuldigten Mords, da einer der Thäter denselben im hitzigen Fieber zuerst bekannt, und so Gelegenheit zu einer Untersuchung gegeben hatte, welche Ludwigs Unschuld in das hellste Licht setzte.

Der Unglückliche überlebte seine Rechtfertigung und sein besseres Glück nicht lange. Die schrecklichen Schicksale die er überstanden hatte, und die Qualen der Folter und des harten Gefängnisses, hatten seine Kräfte erschöpft. Er siechte bereits, als er aus dem Kerker entlassen ward. Eine Auszehrung nagte an seinem Körper, gleichsam als ob er nun einmal bestimmt sey, daß er nie glücklich seyn dürfe. Er vollendete nach 7 Monaten, um im Grabe jene Ruhe zu finden, welche, so lange er uuter den Lebendigen wandelte, ihm nie zu Theil ward.

IV.

M a s t r o n.

„Das konnte ich wahrlich nicht denken, als ich vor drey Jahren auf dieser Stelle saß, daß ich nun wieder und in dieser Gestalt hier sitzen würde," rief Eduard Mastron, indem er an einer Brodkruste nagte, die von den Mäusen bereits angefressen war. Er hatte diese so eben von der geizigen Haushälterin eines ohnfern wohnenden Hagestolzen, noch vor kurzen einer seiner niedrigsten Schmeichler erhalten und schöpfte dazu mit der hohlen Hand aus der nebenan sprudelnden Quelle Wasser.

Vor 3 Jahren war er von der Universität gekommen, Erbe einer halben Million, mit dem vollen, begeisternden Gefühle der glücklichen Jugend, und allen den Ansprüchen und Erwartungen, wozu diese sich berechtigt hält. Er war an dieser Stelle, der Grenze seines Vaterlandes, aus dem Wagen gestiegen, um zu Fuß in das ohnfern liegende Dorf zu gehen, in dem er ein Guth besaß, das eben jener Hagestolz, von welchem er das erwähnte Stückchen Brod erhalten,

an sich zu kaufen suchte, und dieserhalb in die Residenz gereißt war. Unwillkührlich war ihm damals die Stelle, auf welcher jetzt saß, merkwürdig geworden. Er hatte sie mit einem ihm unerklärlichen Schauer betreten, welchen er damal für Freude und Rührung über die Rückkehr auf Vaterländischen Boden hielt.

Er war dann in die Residenz gereißt. Hier hatten ihm seine unläugbar großen Talente, mehr aber als diese, sein glückliches Aeusseres eine bedeutende Stelle verschaft, die er dem Grundsatz zuwider, den einst sein Vater beym Scheiden ihm eingeprägt, und den er bisher so oft sich wiederhohlt hatte, „nie Hofdienste zu nehmen," annahm, weil er nützlich zu werden wünschte, und es seiner Eitelkeit schmeichelte. — Er gefiel der Geliebten des Fürsten und stieg darum schnell von Stufe zu Stufe bis zum erklärten Günstling, ohne den wahren Grund dieses Steigens zu ahnden, den seine Eitelkeit blos in seinen Verdiensten zu finden glaubte.

Einst war es zwischen ihm und der Favoritin zu Erklärungen gekommen, und da er diese bey dem empörten Stolze ihre ganze Verworfenheit fühlen lies, so war sein Sturz entschieden. — Von diesen Tage an, sah er den Fürsten nie wieder, ohne von demselben beleidigt zu werden. In dem Gefühle dieser Kränkung forderte er seine Entlassung, und der Fürst vergas sich in der Au-

dienz, welche dies Gesuch veranlaßte, so weit, daß er nach seinem ehmaligen Lieblinge schlug. Dieser empört von dieser Niedrigkeit griff nach dem Degen. — Mastron ward entwaffnet und man machte ihm den Prozeß als Hochverräther. Nach anderthalbjähriger Gefangenschaft hatte er, wie es in dem Urtheil hies, „es blos der unerschöpflichen und übermenschlichen Güte Seiner Durchlaucht zu verdanken, daß er nur mit Einziehung seines sämtlichen Vermögens Landes verwiesen ward, unter Strafe gehangen zu werden, wenn er es je wieder betreten sollte.“ In einem bedeckten Wagen, mit Wache umgeben, hatte man ihn des Nachts hier an der Grenze abgeworfen.

In Lumpen gewickelt, ohne Geld, schmachtend von Hunger und Durst, ohne irgend eine Aussicht künftigen Glücks, ohne Freunde, ausgestoßen und verlassen von allen, die er einst gekannt hatte, lag hier der Unglückliche, der bisher nie Mangel gekannt hatte. Von der höchsten Stufe menschlichen Glücks in das tiefste Elend herabgestoßen, war seine Lage peinlicher, als wenn der Fürst weniger unmenschlich ihn zum Tode verurtheilt hätte.

Mastron hatte Grundsätze und Leichtsinn, aber eine Lage, wie die seinige, hätte auch die festesten Grundsätze gelähmt, und den Leichtsinn eines Kindes in Schwermuth verwandelt. Nachdem

er so viel Standhaftigkeit gesammelt, um Entschlüsse fassen zu können, eilte er auf das Gerathewohl fort, und bot im nächsten Dorfe jedem Bauer seine Dienste an. Man lachte ihn aus, und nachdem er gleiches Schicksal in mehreren Dörfern gehabt, sah er sich am Abende abermals genöthigt, ein Stück Brod zu erbetteln, und die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen. Vergebens bot er am andern Tage alle Beredsamkeit auf, um einen Bauer zu bewegen, gegen Anweisung einer bey einem Freunde zu empfangenden ansehnlichen Belohnung Briefe an seine Freunde in der Residenz zu tragen; er mußte sein Sacktuch, das einzige, was er noch abgeben konnte, ohne sich zu entblößen, verkaufen, um sich Schreibzeug zu verschaffen, und Briefe an diese schreiben zu können, die er auf der nächsten Post abgab.

Mastron besaß ehedem eine Menge Freunde, die bey seinem Weine tausendmal geschworen hatten, ihr Leben mit ihm zu theilen; er hatte vieler Glück gemacht, die damals den Himmel anflehten, ihnen eine günstige Gelegenheit zu verschaffen, dankbar seyn zu können. Noch mehreren hatte er ansehnliche Summen geliehen. An alle diese wendete er sich nun, indem er letztre um Rückzahlung seines Geldes bat, und erstere um Addressen, die ihn in den Stand setzen könnten, anderwärts Unterkunft zu finden. Er bat sie, ihre Briefe mit einem angenommenen Namen

überschrieben, auf die Post eines benachbarten Städtchen zu schicken, wo er sie abhohlen wolle, und lebte nun in ruhiger Erwartung so ziemlich zufrieden, besonders da er auch endlich einen Advokaten gefunden hatte, der ihm einige alte Kleidungsstücke schenkte, und ihm einen kleinen Verdienst von etlichen Groschen täglich auf seiner Schreibstube zukommen lies. Dabey versäumte er nicht, täglich auf der Post nach Briefen zu fragen. Sechs Wochen lang wiederhohlte er täglich diese Nachfrage, und erhielt nichts, als ein einziges Schreiben von einem seiner Schuldner, der ihm kalt meldete, daß er ihm die schuldige 60. Karolin nicht auszahlen könne, weil bekanntlich sein Vermögen konfiszirt sey, und er befürchten müsse, daß ihm in der Folge der Fiskus diese Summe nochmals abfordern würde.

Da er nun auch von der Schreibstube seines Prinzipals durch den Empfohlnen eines benachbarten Beamten wieder verdrängt ward, so blieb ihm nichts übrig, als abermal auf gut Glück zum Thore hinaus zu wandern.

Mastron erinnerte sich eines Universitätsfreundes, der in einer entfernten Gegend Deutschlands wohnte, dem er wesentliche Dienste geleistet, und sonst immer bewährt gefunden hatte. Zu diesem gedachte er nun zu reisen, und von ihm erwartete er Vorschub zu einer künftigen Un-

terkunft. — Noch war er nur noch wenige Meilen, von dessen Wohnorte entfernt, als er an dem Thore einer kleinen Festung, durch die er passiren mußte, angehalten, und weil er keinen Paß hatte, unter die Soldaten gesteckt wurde.

Hier mußte er die ganze Schwere des Korporalstocks fühlen und die Bestätigung der Erfahrung machen, daß niemand sich schlechter zum Soldaten, vorzüglich in Rücksicht auf das Exerzirenlernen schicke, als ein ehemaliger Gelehrter. Ueberdem mußte er Hunger und die Qualen dulden, welche von jeher die Attributen des —schen Dienstes waren. Oft war er in einem Anfalle von Verzweiflung dem Selbstmorde nahe, und nichts, als seine Eitelkeit, hielt ihn hiervon zurück, denn er hielt es für zu demüthigend, seinem Schicksale zu unterliegen.

In dieser Zeit brach der französische Krieg aus, und Mastron ward gleich so viel 1000 andern gegen ein Volk getrieben, das die Keckheit gehabt hatte, sich seiner Haut wehren zu wollen, als man es reizte, und angriff. Gegen ein Volk, das ihn nie beleidigt hatte, das er nicht haßte und dessen damalige Grundsätze, wegen deren es jetzt befehdet ward, er, als er noch —scher Staatsrath war, so oft vertheidiget, stets gebilligt hatte.

Der ausserordentliche Mangel an allen Nahrungsmitteln, die fast übermenschlichen Beschwer-

lichkeiten, welche die kombinirten Armeen während des ersten Feldzugs zu erdulden hatten, verbunden mit der Härte, welche seine Offiziers, vielleicht aus dem Grunde, weil sie mehr Talente und Kenntnisse bey ihm entdeckten, als sie selbst besaßen, gegen Mastron geltend machten, waren nicht im Stande, ihm zu unterdrücken. Seine Eitelkeit, dieser hervorstechende Grundzug seines Karakters, gab ihm auch hier wieder Stärke, und machte ihn tapfer. Er hatte sich bey einigen Gelegenheiten so ausserordentlich ausgezeichnet, daß er die Verdienstmedaille erhielt, und war bis zu dem glänzenden Posten eines Korporals avanzirt, als er, da seine Kompagnie zur Deckung des Rückzugs eines Korps bestimmt, und bis auf wenige Mann bereits zernichtet war, mit diesen wenigen vom Feinde gefangen genommen wurde.

Die ausserordentliche Tapferkeit, der Muth und selbst die nicht gemeine Geschicklichkeit, mit welcher Mastron ohne Offizier und nur noch mit wenigen Mann sich in einem Defilee immer kämpfend zurückzog, erregte die Aufmerksamkeit des kommandirenden feindlichen Offiziers. Dieser ließ ihn vor sich kommen, und als er seine Schicksale vernahm und in ihm Talente fand, so stellte er ihm dem Kommandanten seines Bataillons vor. In diesem fand Mastron unverhofft einen seiner ehemaligen Universitätsfreunde, der

ihn, so wie er ihn erkannte, mit offnen Armen aufnahm.

Mastron war in seiner Jugend einige Jahre auf einer Militairschule erzogen worden, hatte in der Folge aus Neigung das Studium der Taktik und des Geniewesens fortgesetzt, und hatte, so wenig auch ein gemeiner Soldat hierzu Gelegenheit hat, während dem er gegen die Franzosen gedient, seine Kenntnisse in der Taktik erweitert und bereichert. Dabey sprach und verstand er die französische Sprache eben so gut als die deutsche. Durch die Empfehlung seines Freundes kam er daher zuerst auf die Kanzley des kommandirenden Generals, und ward bald hernach als Generaladjutant seines Freundes angestellt.

Auch hier zeichnete sich Mastron bald auf eine sehr vortheilhafte Art aus. In einer der vielen blutigen Schlachten, an denen der so eben geendete verheerende Krieg so reich ist, rettete er dem kommandirenden General zweymal das Leben, und stellte, indem er an der Spitze einer Halbbrigade dem Feinde mit gefälltem Bajonette entgegen gieng und ihn warf, die bereits verlohrne Schlacht wieder her. Auf diese Art ward diese Schlacht und deren Verlust der nach dem Ausdruck des kommandirenden Generals den Franzosen schädlicher gewesen seyn würde, als ein ganzer verlohrner Feldzug einzig durch ihn gewonnen. — Der Heilsausschuß schickte ihm dafür die Bürgerkrone und ernannte ihn zum General.

Die Französischen Armeen rückten hierauf in Deutschland ein, und der Zufall übergab Mastron das Kommando in dem Lande, welche dem Fürsten gehörte, in dessen Diensten er einst gestanden hatte. Sein Hauptquartier kam in dessen Residenz. Der Fürst zitterte, als er mit Gewißheit diese Nachricht, die ihm unglaublich schien, erfuhr. Aber Mastron zeigte sich nicht rachsüchtig, und noch jetzt können jene Gegenden das Benehmen dieses Generals nicht genug rühmen, der mit der entschiedendsten Standhaftigkeit die Ausleerungskommissarien zurück wies, welche die benachbarten Gegenden zur Wüsteney umschufen. Dabey hielt er eine Mannszucht, die den Diebstahl einer Rübe mit der Füsillade bestrafte.

Grade dies gerechte und sanfte Benehmen aber, das so wenig den Absichten des damaligen Heilsausschußes entsprach, verbunden mit einem kleinen Verlust, den der General durch die Unvorsichtigkeit seiner Vorposten erlitt, zog ihm seinen Sturz zu. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit den Feinden der Republick. Regierungskommissaire hoben ihn bey Nacht auf, und brachten ihn nach Paris in die Gefängnisse der Abtey, aus denen er nur durch die Guillotine befreyt zu werden hoffen konnte.

Aber diesmal rettete ihn seine Figur, der er überhaupt schon so manches zu verdanken hatte. — Barrer's Maitresse, Demahl, hatte ihn vorbey

fahren sehen, als er in das Gefängniß gebracht ward. Sie intressirte sich für den schönen jungen Mann, und alsbald erhielt ihr Geliebter Ordre, diesen zu retten. Barreres trug dies dem öffentlichen Ankläger, Fouquier Tinville auf. Mastron erstaunte, als ihm nach einigen Tagen, die Anklage zugetheilt wurde, über die Ungereimheit derselben, noch mehr aber, daß, als er vor dem Revolutionstribunale erschien, eine Menge Zungen auftraten und für ihn zeugten, die er in seinem Leben nicht gesehen hatte. Er hatte nichts weiter zu reden nöthig, als seinen Namen und Alter zu nennen, als er schon unter großen Freudebezeugungen der Zuhörer für unschuldig erkannt ward. Der öffentliche Ankläger lud ihn zu sich, um ihn mit dem Geheimnisse seiner Rettung bekannt zu machen, und ihm die Anweisung zu geben, sich bey der Bürgerin Demahi zu bedanken.

Wer sie auch seyn möchte, es war die Retterin seines Lebens, und so gleichgültig ihm unter seinen Umständen, und nach allen den Schicksalen, welche er schon erlitten hatte, das Leben war, so gieng er endlich doch zu ihr, um ihr zu danken. Die ausgezeichnete Art, mit welcher sie ihn empfieng, reizte die Empfindlichkeit ihres Anbeters, und jeder andre würde nun erst für sein Leben gezittert haben. — Dort sah Mastron Fanchon, die Tochter eines Kapitains, der unter seiner Brigade gedient hatte. Sie hatte mit

ausserordentlicher Wärme für den General im Revolutionstribunale gezeugt, und eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht, als er sie seines Dankes versicherte. Bis jetzt hatte er noch nie Liebe gefühlt. Der Zug der Sympathie, der unerklärbar und schlagweise wirkt, äusserte jetzt zum erstenmal seine Kraft. Der General und Fanchon liebten einander, ohne daß sie es noch selbst wußten, und Barrere, der aus Eifersucht den General auf das genaueste beobachtete, war es, der sie zuerst hierauf aufmerksam machte. Die Verbindung dieser Liebenden sollte gleich nach Beendigung dieses Feldzugs gefeyert werden, in welchem Mastron als Divisionsgeneral auftrat.

Unter den günstigsten Aussichten trat der General seine militairische Laufbahn von neuem an. Diese hellten sich dadurch immer mehr auf, daß nach seiner Rückkunft bey der Armee Deputirte seines ehemaligen Fürsten sich bey ihm einfanden, und ihm eine Urkunde einhändigten, die ihn in den Besitz seines sämtlichen ihm ehedem konfiscirten Vermögens wieder einsetzte. Der Heilsausschuß genehmigte die desfalls an ihn gemachte Anzeige auf der Stelle.

„Auf nach Amerika, wo es ruhig ist, und ruhig bleiben wird," rief der General, als er den Betrag seiner verkauften Grundstücke einstrich; „auf nach Amerika, um dort endlich die Ruhe zu finden, nach der ich hier umsonst gerungen habe."

Mit Ende des republikanischen Jahres (im September) sollte, so lautete die Entschließung des Heilsausschußes auf sein Entlassungsgesuch, auch seine militairische Laufbahn sich enden, bis dahin solle er die Soldaten der Republick zum Siege führen, und dann auf seinen Lorbeeren ausruhen.

Vier Tage vor diesem Termin, am 16ten September erhielt er vom General en Chef die Ordre, den Feind mit seiner Division aus seinen Verschanzungen zu verdrängen, um, wie dieser schrieb, seine Laufbahn mit einer Handlung zu schließen, die seinen Verdiensten um die Republick und seinem Ruhme die Krone aufsetzen werde. — Mit kalter Vorsicht traf Mastron die Anstalten zum Kampfe, den er an der Spitze seines Heeres leitete. Der wachsame Feind hatte seinen Angriff voraus gesehen, und empfieng die angreifenden mit einem Hagel von Kartätschen. — Die erste Kugel traf den General. — Seine Geliebte endete durch Gift.

VI.

Philipp Ewald

und

Amalie von Horsthausen.

„Mein Sohn soll Superintendente werden,“ rief Georg Ewald der Pachter Annen seiner Frau zu, indem er sein schwarzgeräuchertes Pfeifchen auf der Lehne seines Sessels ausklopfte. Dieses war durch eine während Ewalds sechzehnjähriger Ehe bestbegründete tägliche Observanz das Zeichen zum Schlafengehen für Gürgen und sein Weib. „Hast Recht, Jürge, Lips soll Superintendente werden,“ entgegnete Anne, von jeher gewohnt, in ihres Mannes Wünsche und Worte einzustimmen, um den lieben Frieden in der Ehe zu erhalten, der wenigstens durch ihre Widersprüche noch nie gestöhrt worden war. Darauf rieb sie sich die Augen aus und gieng zu Bette, wo sie von der Herrlichkeit des zukünftigen Superintendenten träumte, während ihr Herr Gemahl sich im Bette wachend umherwälzte, um den Plan klein zu kriegen, wie sein Lips am leichtesten Superintendente werden könne.

Georg Ewald war Pachter im Nassauischen, und hatte durch Gottes reichlichen Seegen auf

einer sonst nicht sehr einträglichen Pachtung sich ein hübsches Vermögen gesammelt, das bey seinem Fleiße und Annens guter Wirthschaft täglich zunahm. Vor 16 Jahren hatte er diese, die Tochter seines armen Nachbars geheurathet. Damals stand Anne im Rufe, als das schönste aber auch das dümmste aller weiblichen Geschöpfe in der ganzen Gegend. Wirklich war Mutter Anne so schafartiger Natur, daß sie nie sich gegen Jemanden einen Widerspruch erlaubte, weil es ihr an Worten fehlte, diesen auszudrücken. Nie plauderte sie mit einer Nachbarin oder Baase, weil Ausdruck und Begriffe ihr fehlten. Bey jedem Dinge, das ausser dem gewöhnlichen Kreise ihrer alltäglichen Geschäfte, lag, blieb sie mit stieren Augen und offnen Munde, so lange stehen, bis Jürge oder sonst irgend ein dazwischenkommendes Wesen die stockende Maschine wieder in Bewegung brachte. — Uebrigens war sie, so lange nur kein aussergewöhnlicher Fall ihr vorkam, eine recht gute Hausfrau, Gattin und Mutter.

Vater Jürge dagegen war ein ziemlich schlauer Kopf, äusserst thätig, spekulativ und nüchtern. Das kleine Glück, das er in seiner Wirthschaft hatte, machte ihn etwas übermüthig, und er dehnte seine Spekulazionen jetzt schon auf Glanz und Größe aus, die er sich erträumte. Hieraus quoll dann auch der Plan, aus seinem Sohne einen Superindendenten für das Fürstenthum Nassau,

in welchem er wohnte zu ziehen, weil dies nach seinem Dünkel die glänzendste Stelle war, auf welche ein Erdensohn sich schwingen konnte.

Im fünften Jahre ihrer Ehe hatte dies Paar diesen Sohn erzeugt, den jetzt Vater Jürge zum Superintenden bestimmte. Der Junge, verband mit der Schönheit seiner Mutter die guten Geistesanlagen seines Vaters, und mit Recht behauptete daher sein Vater, daß einst was aus ihm werden könne. Der Knabe ward, da er keine Geschwister hatte, wie solches fast überall bey einzigen Kindern der Fall ist, etwas verzärtelt, und auf eine Art erzogen, die wenigstens für den Sohn eines Mannes, der als ein armer Bauernknecht die Pachtung übernommen hatte, luxuriös genannt werden konnte. Schon aus dem onimösen Schreyen des Knaben bey der Geburth, hatte Vater Jürge im Einklange mit der Amme und den assistirenden Muhmen den Schluß gefaßt, daß aus demselben nichts geringers als ein Prediger werden würde, der vermittels des Organs, von dessen Stärke und Volltönigkeit er schon jetzt so schreyenden Beweise gab, einst auf der Kanzel mehr als seine Schuldigkeit thun würde. Da inmittelst Jürge reicher geworden, und des Knaben berühmtes Organ sich eben so sehr verstärkte und stählte, so hatte es der Vater bey dem Gedanken über die zukünftige Bestimmung seines Sohnes bereits bis zum Superintendenten gebracht.

Nach diesem Plane richtete sich dann auch die Erziehung unsers Helden. — Die Mutter, die wo möglich, noch größeren Respeckt für die Geistlichkeit und noch größere Erwartungen von ihrem Sohne hatte, als der Vater, fühlte in den Windeln schon eine Art von tiefer Ehrerbiethung vor diesem, welchem die des Vaters um nichts nachstand. Alles was der künftige Superintendent wollte, geschah, und dieser ward daher dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, ein höchst eigensinniger und verdorbener Junge. Der Schulmeister des Dorfs, bey dem Philipp in die Schule gieng, ermangelte nicht, für die vielen Speckseiten, Käse, Eyer, die er reichlich, und die harten Thaler, die er zuweilen erhielt, dem einträglichen Zöglinge noch weit ärger zu schmeicheln als seine Eltern, und ihm seinen Willen überall zu lassen, da dies das Mittel war, diesen um so länger in der Schule zu erhalten, und sich der Renten, die er trug, um so länger zu erfreuen. Dabey versäumte er nicht, dem Pachter und seiner Frau bey jeder Gelegenheit die übermenschlichen Talente und Anlagen ihres Söhnchens anzupreisen, und zu behaupten, daß es gar nicht fehlen könne, daß derselbe einst Pfarrherr und ein wahres Licht der evangelischen Kirche werden würde. — Eben dieser exzentrische Schwulst verwirrte dem ehrsüchtigen Pachter den Kopf vollends, da im Eifer des Dankes für ein erhaltenes großes Geschenk der Schullehrer diesem

bey einem Glase Wein sagte, daß er bereits oft verlegen werde, wie er es mit dem Jungen halten solle, da Lips beynahe eben so gelehrt sey, als der Schulmann selbst.

Um dieser wichtigen Inkonvenienz vorzubeugen, und den gelehrten Lauf des werdenden Kirchenlichts nicht zu unterbrechen, lies der Pachter sich jetzt von dem Schulmanne einen eignen Informator für seinen Sohn recht eigentlich so, wie sonst seine Sämereyen verschreiben. Dieser, der dies nie that, ohne zugleich auf seine eigenen Aecker Rücksicht zu nehmen, handelte auch hier, wie gewöhnlich, indem er seinen Bruder, verschrieb. Dieser, der auf den Bierbänken einer benachbarten Universität die Theologie studirte, eilte herbey, um in dem Ewaldischen Hause eine Unterkunft zu finden, die ihm jetzt so nöthig war, da man ihm das Stipendium, wovon er bisher gelebt, genommen, weil er, ohngeachtet er bereits 16 Jahre Theologie studiert hatte, noch immer nicht aufhören wollte, sich diesem Studium mit dem das würklich einträgliche Stipendium verbunden war, zu widmen.

Was der junge Ewald bey einem solchen Mentor lernen konnte, begreift sich leicht. Gleichwohl ermangelte dieser nicht alle die großen Hoffnungen zu nähren, und zu verstärken, die dessen Eltern auf ihn setzten. Nach acht Jahren schied er reichlich belohnt unter der Versicherung aus

dem Ewaldischen Hause, daß Lips jetzt vollkommen reif sey, eine Universität besuchen zu können, wohin auch dieser alsbald mit einem vollen Beutel, und allen den mannigfaltigen Erfordernissen auf welche ein junger Musensohn Anspruch machen kann, reichlich ausgesteuert, abgieng.

Daß es mit der Reise der höhern Wissenschaften dem Informator nicht ganz Ernst gewesen seyn könne, fühlte wohl unser Held, da er recht gut wußte, daß er nicht ohne große Noth lesen und schreiben konnte. Aber er wußte bereits genau, daß sein Vater Geld hatte, und vermittelst dessen hoffte er es einst leicht möglich zu machen, daß ihm eine Pfarre zu Theil werde; im schlimmsten Falle, dachte er, könne ihm die Pachtung seines Vaters und dessen eigne Güter nicht entgehen, von denen er in jedem Betrachte besser leben könne, als oon einer Pfarre.

Auf der Universität führte daher Philipp Ewald, ohne sich um irgend etwas weiters zu bekümmern, ein burschikoses Leben, kommerçirte, renomirte, prügelte die Philister und Schnurren, schlug Fenster ein, und war sehr frühzeitig als der größte Stänker auf der ganzen Universität bekannt. An das Studiren dachte er nicht, und nur höchst selten besuchte er die Kollegien blos zu dem Zwecke, um doch den Professoren nicht ganz unbekannt zu seyn, wenn er einst ihrer

Zeugnisse benöthigt seyn würde. Nach sechs Jahren konnte er den ernsthaften Aufforderungen seines Vaters endlich einmal nach Haus zu kommen, nicht länger widerstehen, besonders weil dieser ihm kein Geld mehr schickte. Er ließ sich also für eine Ausgabe von 400 Thalern zum Doktor machen, reiste mit den besten Zeugnissen von der Welt zu seinen Eltern zurücke, und hielt bald darauf eine Predigt, die er auswendig gelernt hatte, und mit glücklichem Gedächtniß und vielem Anstande hersagte. Er erwarb sich dadurch die Bewunderung seines Vaters und der ganzen Gemeinde.

Nicht lange darauf erkaufte sein Vater den Syndikus eines benachbarten Edelmannes, der eine eben so einträgliche als angesehene Predigerstelle zu vergeben hatte, und unser Held erhielt ohne Mühe die Präsentazion zu derselben, und hoffte mit eben so wenig Mühe durch einige kleine Aufopferungen das Examen zu bestehen, das dem Antritte dieser Stelle vorgehen mußte. Allein diesmal irrte er sich. Die Glieder des Konsistoriums waren entweder zu ehrlich um sich bestechen zu lassen, oder der Kandidat Ewald wußte die Sache nicht recht anzugreifen; genug, er ward mit Schimpf und Schande abgewiesen, als ein Ignorant erkannt, und ihm der Rath ertheilt, er solle noch ein paar Jahre eine hohe Schule besuchen, sich dort mit

mehr Fleiß, als zuvor, dem Studium der Theologie widmen, und dann sich wieder zum Examen melden. Die Pfarre ward daher mit einem andern Subjekte besetzt, und Ewald war um netto so viel Geld geprellt, als er dem habsüchtigen Syndikus des Kollators gegeben hatte.

Dies schmerzte den Alten weniger, als daß er sich in den großen Hoffnungen, welche er auf seinen Sohn gesetzt hatte, betrogen sah. So sehr er anfangs geneigt war, seinem Sohne zu glauben, der diesen unglücklichen Versuch auf Rechnung einer gegen ihn bestehenden Chikane setzen wollte, ward er doch bald durch das übereinstimmende Zeugniß aller Konsistorialmitglieder, von denen er einige als seine wahren Freunde kannte, überzeugt, daß sein Sohn auch nicht eine einzige Frage zu beantworten gewust, während des ganzen Examen nicht zehn Worte herauszubringen vermocht, und der größte Ignorant war, der so lange es Konsistorien giebt, sich zum Examen gestellt hatte. Dies veranlaßte dann eine etwas ernstliche Unterredung zwischen Vater und Sohn, welche sich, da der Vater diesmal nicht mit dem tiefen Respekte sprach, den er sonst gegen seinen Sohn beobachtete, damit endete, daß der Sohn unartig ward, den Alten dadurch noch mehr in Hitze brachte, und daher, obgleich er sich zur Wehre setzte, von diesem, der ohngeachtet seines Alters weit mehr physische Kräfte

hatte, als dem erstern seine lüderliche Lebensart übriggelassen hatte, derb durchgeprügelt ward.

Diese Lekzion schmerzte das verwöhnte Söhnchen so sehr, daß er auf der Stelle sein väterliches Wohnhaus verlies, und den Weg einschlug, der einzig allen Lüderlichen, die sonst nichts gelernt haben' um sich ernähren zu können, noch übrig bleibt, das heißt, er ließ sich bey dem in dortiger Gegend liegenden K—nischen Militaire anwerben, wo man ihn wegen seiner Größe und schönen Statur gerne annahm. — Sein Vater, der in allen seinen Hoffnungen getäuscht und auf das gröblichste beleidigt war, bekümmerte sich nicht weiter um ihn, und seine Mutter war zu dumm und leichsinnig, als daß sie lange um ihn hätte jammern sollen. Er war daher in dem Hause des Pachters bald vergessen, und er selbst war zu boshaft und zugleich zu stolz, als daß er sich dort wieder hätte melden oder von seinem Aufenthalte und neuern Verhältnissen hätte Nachricht ertheilen sollen.

Phillipp Ewald lernte das Exerzieren leichter und besser als die Theologie. Er war Grenadier, und der schönste Mann bey der Kompagnie. Da es ihm an Gelegenheit und Geld fehlte, um lüderlich seyn zu können, so war seine Aufführung gut, sein Benehmen gefällig und pünktlich, und sein Anstand, vorzüglich im Verhältnisse zu je-

nem seiner übrigen Kammeraden, vortreflich. Allgemein beliebt war er daher bey den Offizieren, und sollte schon in dem ersten halben Jahre seines Dienstes zur glänzenden Stufe eines Korporals erhoben werden, als sich ihm eine Gelegenheit zeigte, eine bessere Laufbahn zu beginnen, die er dann auch, wie wir sehen werden, aus allen Kräften benutzte.

Der Chef des Regiments, unter welchem Ewald diente, war der hochwohlgebohrne des h. R. Reichs Freyherr von Horsthausen auf Kummenwied, Asmannshofen, Alp und Frauenried, —scher würklicher Kammerherr, Generalfeldmarschall Lieutenant und Inhaber eines Regiments zu Fus, Generalinspektor der Artillerie und des Geniekorps, Ritter mehrerer Orden, rc. Seine Gnaden hatten, wie das so zuweilen der Fall bey dem hohen Adel zu seyn pflegt, mehr Titel als Mittel, indem alle die vielen Güter, welche dessen hohe Familie hiebevor einmal besessen, und auf welche derselbe die gegründetste und bestfundirtesten Ansprüche von seinen erlauchten Ahnen ererbt hatte, nicht mehr zulangten, die Forderungen den zahlreichen Gläubigern des großen Mannes zu fundiren, und alle die vielen Stellen, welche er bekleidete, ihm nicht Einkünfte genug verschaften, um für die Bedürfnisse der hohen Familie, deren stärkste Rubrick „Wein" hieß, Rath zu schaffen.

Ausser diesem hatten Seine Exzellenz zwey Stammherrn seit langer Zeit dem Regiment als hoffnungsvolle Fähndriche einverleibt, für welche ihre Kammeraden den Dienst thun mußten, weil sie ihn noch nicht selbst thun konnten, und eine Fräulein Tochter, welche ihren Dienst selbst that, und ihn bereits so lange schon gethan hatte, daß sie nach gerade anfieng Invalide zu werden. — Fräulein Amalie von Horsthausen war die älteste der illustern Familie, und hatte seit dreißig Jahren noch nicht aufgehört, sich für schön zu halten, obgleich seit etwa zehn Jahren sie hierin die Stimme des Publicums größtentheils gegen sich hatte. Seit dieser Zeit hatten sich die ehedem bläulichten Augen in das Grau der Gewitterwolken gehüllt, und es fuhren eben auch, wie aus diesen, bey Gelegenheiten in denen sich ihr sanfter Karakter zum Sturme neigte, oder, was eben auch nicht selten war, ihr zartes Herz die Regungen der Liebe empfand, Blitze aus denselben hervor. — Dem Bau ihres schönen Körpers zufolge schien es, als habe sie der gnädige Papa zur Grenadierkompagnie seines Regiments bestimmt, welches höchstdieselben auch bisweilen, wenn ihre Empfindung zur Explosion kam, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, als „Mensch, du bist ein Kerl, wie ein Grenadier" und „Amalie, du bist ein Kernmensch" u. s. w. zu bemerken pflegten. — Auch ihr holdes Antlitz, und Stimme entsprach dem übrigen Körperbau ganz.

Dieser holde Engel, war mit den Offizieren des väterlichen Regiments der Reihe nach herumgekommen, und nachdem sie in den intressantesten Situazionen die Erfahrung gemacht, daß nicht einmal zwey derselben zusammengenommen im Stande waren, die Bedürfnisse ihres großen Herzens zu füllen, so fieng sie nun an, die subalterne Glieder des Regiments die Revue passiren zu lassen, deren Verhältnisse und stammhaftes Aeussere ihrem Bedarf auch wirklich mehr zuzusagen schien.

Unser Held war der glückliche, den ihr holdes Auge sich auserkohr. Als der größte und schönste Mann bey der Grenadierkompagnie traf ihn jedesmal von sechs zu sechs Tagen die Reihe, in B. — dem Garnisonsorte des Regiments vor dem Hause seines Chefs Schildwache zu stehen, und hier war es, wo er bey seinen taktischen Spaziergängen vor dem Hause mit der Muskete auf der Schulter von dem Fräulein bemerkt und hervorgezogen zu werden, die Gnade hätte. Die Liebesintrigue ward mit einem ungeheuern Stücke Braten und einem entsprechenden Stücke Brod eröfnet, welches das Fräulein mit eignen hohen Händen dem Geliebten zu dem Gegitter des Küchenfensters jedesmal hinaus reichte, so oft er den Posten am Hause hatte, und gar bald unterhandelte man in denen unter den Auspizien des gleichfalls mit Braten bestochenen Korporals un-

sers Helden zur Nachtszeit über etwas anders als bloßes Essen.

Da indeß dies alles zu umständlich ward, sobald nur einmal das holde Fräulein und Held Philipp mit einander einig geworden waren, und das Fräulein nicht Braten genug auftreiben konnte, um die hungrigen Mägen des Feldwäbels, Korporals und der übrigen Raubthiere zu bestechen, welche für die Freiheit des Beglückten, zur Nachtszeit aus der Kaserne bleiben zu dürfen, nothwendig bestochen werden mußten, so brachte es Fräulein Amalie bey dem gnädigen Papa dahin, daß der Grenadier Philipp Ewald als Offizierpursche in das Haus des Generals aufgenommen ward, wo er dann ihre und des Generals häusliche Arbeit schaffen mußte, und dagegen nun auf eine Art gefüttert ward, die das gnädige Fräulein wenigstens der Mühe überhob, ihn vom Fenster aus zu füttern.

Die Folge davon war, daß das gnädige Fräulein gar bald Hoffnungen gab, die Familie derer von Horsthausen mit einem Zweiglein zu vermehren. Der General, der auf seine Ahnen hielt, ließ dem unberufenen Werkzeuge hierzu, als er es vernahm, funfzig Prügel geben, und maß mit eignen hohen Händen der Fräulein Tochter eine nicht viel unbeträchtlichere Porzion zu. Damit war aber nichts geholfen, sondern nur Uebel ärger gemacht, denn nun lief in einer

mondhellen Nacht Fräulein Amalie mit dem Grenadier Philipp Ewald davon, und der Hauptmann des letztern hatte um so mehr gerechtere Ursache, darüber zu schelten, daß sie ihm seinen Flügelmann geraubt hatte, weil sie ihn, der mit unsern Helden durch diesen Vorfall in wilde Schwägerschaft gerathen war, vor einigen Jahren mit einem Geschenke erfreut hatte, das dem, der es erhält, eben nicht sonderlich angenehm zu seyn pflegt.

Ohne viel zu wählen, nahm unser Held Dienst unter den Kaiserlichen Truppen, wohin ihm Amalie mit aller Ergebung folgte. Da er sich einen andern Namen gegeben, so waren alle Erkundigungen, welche der General desfalls einzog, ohne Erfolg. Amalie gewöhnte sich vermöge ihres starken Körpersbaus mit großer Leichtigkeit an all das Elend und die Mühseligkeiten, welchen die Soldatenweiber, die man mit Recht unter die unglücklichsten aller Geschöpfe zählen kann, unterliegen. So wenig Ewald sie zuvor geliebt hatte, und so wenig er selbst der eigentlichen Liebe fähig war, da er blos Genuß bey Amalien gesucht, sein Intresse ihn an sie gefesselt und er pour la rareté du fait bey ihr ausgehalten hatte, so fieng er jetzt doch an, mit vieler Zärtlichkeit an ihr zu hängen, da ihn die Opfer rührten, die die Unglückliche ihm gebracht hatte, und die Leiden und der Mangel, denen sie, sonst im Ueberfluße lebend, jetzt unterlag. Noch-

mehr knüpfte ihn das kleine Geschöpfe, von welchem Amalie entbunden ward, das schon in den Winkeln den Mangel seiner Eltern fühlte, an diese. Amalie von ihrer Seite hieng mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an dem Vater ihres Kindes, und so wie nichts enger die Menschen verkettet, als gemeinschaftliches Elend, so ward diese seltne Ehe ein Muster glücklicher Ehen. Wenn Ewald sich vorwarf, daß er Amalien um ihre gauze Glückseligkeit bestohlen hätte, dann versicherte ihn diese, daß sie nichts vermisse, daß sie ganz glücklich sey, und warf dagegen sich vor, daß sie das Elend ihres Gatten vermehre, der um sie zu ernähren, Tag und Nacht die härtsten Arbeiten thun müsse, statt daß er sonst, so wie seine Kameraden müßig von seinem Solde leben könnte, ohne sich plagen zu dürfen. Wirklich war auch von Seiten der Thätigkeit diese Ehe als ein Muster zu betrachten. Ewald arbeitete im Taglohne, trug Lasten, arbeitete im Felde und schnitt Holz; Amalie, ihr Kind auf den Rücken gebunden, half ihm hierbey, oder wusch um den Lohn. Wechselseitige Zärtlichkeit und innige Freundschaft machte sie stark genug, dieses Elend zu dulden, und sie lebten so zufrieden, als man in ihrer Lage leben konnte. Oft war Ewald, wenn er sein Weib mit allen Qualen des Elendes kämpfen sah, Willens, dem General sein und seines Weibes Schicksal zu melden; aber Amalie hielt ihn immer mit der Vorstellung

zurück, daß ihr Vater, der unversöhnlich gegen die seinem Ahnenstolze zugefügte Beleidigung sey, sobald er ihren Aufenthalt erführe, ihre Ehe trennen, sie in ein Kloster stecken, und sich weder um den Säugling noch um dessen Vater bekümmern werde, wodurch dann sie alle noch weit unglücklicher werden würden. An seine Eltern schrieb Ewald einigemal geradezu, der Widersprüche seiner Gattin ungeachtet; aber diese, welche fürchtete, daß der Pachter ihrem Vater die Nachricht mittheilen werde, unterschlug jedesmal diese Briefe, und so blieb das unglückliche Paar sich ganz allein überlassen, während die beyderseitigen Eltern über das ungewisse Schicksal ihrer verlohrnen Kinder jammerten.

Nach einem Jahre brach der französische Revolutionskrieg aus, und das Regiment, bey welchem Ewald diente, marschierte mit nach Champagne. Amalie folgte ihrem Gatten dahin, nachdem sie mit vieler Mühe die Erlaubniß hierzu erhalten hatte, und ertrug mit Muth und Gelassenheit die namenlosen Ungemächlichkeiten, welche die unglücklichen Soldatenweiber im Felde so schwer drücken. In der berühmten Schlacht bey Jemappes erhielt Ewald zwey Wunden, und sank von Blutverluste ermattet, zu Boden. Da das Regiment eilig retirirte, so blieb der Unglückliche auf dem Felde liegen, und konnte, da der Feind zu nahe war, nicht zurückgebracht werden. Die feindliche Kavallerie sprengte bereits

im gedrängten Haufen an, und der Unglückliche, der vergebens versuchte, auf die Seite zu kriechen, erwartete mit Gewißheit das traurige Schicksal, von den Pferden zertreten zu werden. Da eilte keichend Amalie herzu, die Nähe und Größe der Gefahr gab ihr Riesenstärke; ihr Kind auf dem Rücken und ihren verwundeten Gatten auf die Schulter geladen, mit allem was ihr theuer war, beladen und mit diesem der Gefahr ausgesetzt, von der immer näher anrückenden Kavallerie des Feindes zertreten zu werden, sprang sie, einem angeschossenen Wilde gleich, einer seitwärts liegenden Erderhöhung zu, und war so glücklich diese zu erreichen, als eben die Kavallerie an derselben vorüber sprengte. Hier zerriß sie ihr Halstuch und die wenigen Lumpen, aus denen ihr Hemd bestand, und verband damit die noch immer blutenden Wunden ihres unglücklichen Gatten. Ein vorbeyreitender französischer Husar warf ihr, von der Scene gerührt, seine Brandweinflasche zu, womit sie die Wunden auswusch, und das Blut stillte, das aus den zerrissenen Gefäßen quoll.

Die Kaiserlichen hatten sich indessen in den Nachbarschaft gesetzt, und ihre Kavallerie warf, um den Rückzug zu decken, die bereits weit vorgedrungenen Franzosen eine große Strecke weit zurücke. Das ganze Treffen passirte an Amalien und ihrem Gatten, der noch immer ohnmächtig

da lag, vorüber, und mitten in dem Tumulte des tausendfachen Todes umher beschäftigte sich Amalie ihren verwundeten Gatten zu verbinden, und ihn aus der tiefen Ohnmacht in welcher er lag, in das Leben zurückzurufen. Dies gelang ihr, und mit gleicher Unerschrockenheit und Stärke trug sie ihn nun mitten durch das Gewühl der Schlacht bis zu dem fast eine halbe Stunde entfernten nächsten Dorfe, wo er auf einen Bauernwagen gepackt, und forttransportirt ward. Durch die Geschicklichkeit des Wundarztes ward Ewald gerettet, keine Hülfe wäre möglich gewesen, wenn Amalie ihn nicht auf dem Schlachtfelde verbunden und hinweggebracht hätte.

Als Ewald genesen aber noch zu schwach war, um Dienste leisten zu können, war die Noth der beyden Unglücklichen auf das höchste gestiegen. Mit den Kräften kehrte desselben guter Appetit zurücke, den die schlechte und wenige Kost, die er im Lazareth erhielt, nicht zu befriedigen vermochte. Sein geschwächter Körper bedurfte überdem Erquickung und Stärkung, wozu ihm im Lazarethe nichts gereicht ward. Vergebens erschöpfte sich Amalie im Arbeiten; der kärgliche Lohn, welchen dieses ihr ertrug, reichte kaum zu, ihr und ihrem Kinde die nöthigste Bedürfnisse zu verschaffen. Mit Entsetzen sah sie ihren unglücklichen Gatten darben, schmachten, hinwelken, ohne ihm helfen zu können. Da ergriff sie der unglückliche Gedanke, zu stehlen; sie entwendete dem

Feldwebel der Kompagnie die Uhr, und verschafte aus dem Betrag derselben ihrem darbenden Gatten einiges Labsal. — Der Diebstahl ward entdeckt, und die Unglückliche eingezogen. Vergebens waren einige der Offiziere, welche ihre Richter waren, von der Darstellung der Sache, die sie mit Wahrheit und Wärme machte, gerührt; die Chirurgen, welche die von dem Kayser zur Labung seiner kranken und verwundeten Krieger so reichlich und großmüthig bezahlte Erfordernisse verkauften, unterschlugen, und verpraßten, versicherten, daß keinem Kranken im Lazarethe auch nur das mindeste abgieng; ihre Versicherungen mußten Glauben finden, Amalie ward als eine niederträchtige Diebin angesehen, und verurtheilt, 25 Stockprügel zu empfangen. Umsonst beschwur ihr unglücklicher Gatte die Wahrheit ihrer Angabe, fruchtlos bat er die Richter, statt ihrer die Strafe ausstehen zu dürfen, mit der Verzweiflung kämpfend, mußte er, zur Strafe, daß er sein Weib nicht besser zöge, und von dem Ertrag ihres Diebstahls zehren helfen, ohne daß er sich genau erkundiget habe, woher das Geld komme, zusehen, wie sein bedaurungswürdiges Weib die ihr dicktirte Strafe empfieng.

Das Empörende dieser Scene grif den armen erst halbgenesenen so sehr an, daß er von neuem krank ward. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, im heftigen Kampfe mit eignen Schmerzen und dem wüthendsten Hunger pflegte

ihm sein unglückliches Weib, die nicht mehr von seinem Bette wich. Seine starke und gesunde Natur rettete ihn auch jetzt, er genas und war wieder Dienste zu leisten im Stande. Da siegte unter dem Druck der Entbehrnisse und des Elends das Kind des unglücklichen Paars und starb endlich aus Mangel. Verzweifleud an Gott und den Menschen grub der Arme demselben ausserhalb des Lagers selbst sein Grab, während Amalie, mit Höllegefühl im Innern ihm mit Hoffnung und Muth Trost zusprach, und den niedergebeugten aufzurichten bemüht war.

Indeß war Ewald, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß Amalie durch ihn so grenzenlos elend gemacht, noch täglich von Offizieren und Gemeinen des begangenen Diebstahls halber mishandelt wurde, auf das äusserste gebracht, und nahm sich vor zu desertiren, welches er auch durch Hülfe einer Verkleidung, die ihm Amalie verschafte, auch bewerkstelligte. Unglücklicher weise aber begegnete er unterwegs einem Korps kaiserlicher Truppen, welches als Verstärkung aus den Erblanden kam, und der Hauptmann nachrückte. Von diesem ward er angehalten, entdeckt und nebst seiner Gattin in Ketten zu seinem Regimente zurückgeliefert. Das Militairgericht verurtheilte ihn, durch 600 Mann achtmal auf und ab Gassen zu laufen, und Amalien, als Mittheilhaberin an der Deserzion zu 50 Stockprügeln. Mit äusserster Standhaftigkeit

erduldete der bedaurungswürdige Unglückliche die Streiche, welche seinen Rücken verfezten; als aber nun die Reihe der Strafe Amalien traf, da warf er sich dem gegenwärtigen Obristen des Regiments zu Füßen, und beschwur ihn, ihm lieber das Leben zu nehmen, als diesem unglücklichen Weibe auch nur einen einzigen Streich geben zu lassen. Da er dem Obristen hierbey zugleich seine und Amaliens Geschichte erzählte, so schenkte dieser edle Mann leztrer nicht nur die Strafe, sondern er that auch zugleich alles, was er konnte um dem unglücklichen Paare sein trauriges Schicksal zu erleichtern, und schrieb dabey an den Vater Amaliens die Lage seines Kindes.

Dieser Brief gieng aber zum Unglücke für Ewald verlohren, da er kurz vor der bekannten Schlacht bey Fleurus und der darauf erfolgten Retirade der Kaiserlichen geschrieben war, und also durch die hierbey entstandene Unordnung auf der Feldpost verabsäumt ward, Ewald blieb also nach wie vor in seiner traurigen Lage, die indessen durch die Unterstützung des edlen Obersten merklich verbessert ward. Erst als der Rückzug der Armee durch B. — gieng, erhielt Amaliens Vater zuverläßige Nachrichten von seinem Kinde auf eine merkwürdige Weise, die wir jezt unsern Lesern mittheilen wollen.

Bey dem Rückzuge der Clerfaitschen Armee nach dem Rheine war das Regiment, bey wel-

chem Ewald diente, zur Arriergarde bestimmt, und trug durch die Bravour, welche dasselbe bey allen Gelegenheiten bewieß, ausnehmend viel zu dem glücklichen Erfolge dieses meisterhaften in der Geschichte der Taktik ewig merkwürdigen Rückzugs bey. Bey B — wo Amaliens Eltern wohnten, vereinigte sich ein von der Seite herkommendes Korps mit der Hauptarmee, und da dieses sich etwas verspätet hatte, so bekam dadurch die Arriergarde welche auf einer nahen Anhöhe postirt stand, wo sie von dem Feinde unaufhörlich kanonirt ward, einen etwas harten Stand. Amalie zitterte aus Furcht, erkannt zu werden, als sie hörte, daß das Regiment sich unmittelbar durch B. ziehen müsse. Sie übersah es, daß Kummer, Elend und Mangel sie unkenntlich gemacht hatten, und daß die allgemeine Verwirrung und Angst in B. es ohnehin schon nicht leicht möglich mache, daß sie beobachtet werde. Daß ihre Eltern in Gefahr kommen würden, daran dachte sie nicht, da sie wußte, daß das —sche Militair aus B. bereits abgezogen war, und also muthmasen konnte, daß ihr Vater mit demselben aus B. sich entfernt haben, und ihre Mutter demselben gefolgt seyn werde.

Indeß war dies der Fall nicht. — Amaliens Vater war durch einen heftigen Gichtanfall, der es durchaus unmöglich machte, ihn zu transportiren, im Bette zurückgehalten worden, und

ihre Mutter war zu seiner Pflege bey ihm geblieben.

Ein äusserst heftiger Anfall des Feindes nöthigte das Regiment, bey welchem Ewald stand, sich von dem Posten vor B. — welchen es behauptet hatte, zurück zu ziehen, wobey dasselbe heftig litt. Die Compagnie, bey der Ewald stand, war gerade die hinterste, und ward von der feindlichen Kavallerie, die in das Quaree eindrang, welches dieselbe immer sich zurück ziehend, bildete, fast ganz zusammen gehauen. Die wenige Mannschaft, welche von derselben noch übrig blieben, unter denen auch Ewald war, kamen mitten unter den Feinden in der vollsten Unordnung in B. an. Zwey von den franz. Chasseurs, welche den im vollen Laufe fliehenden Ewald übereilt hatten, sprangen an dem ersten Hause der Vorstadt, welches grade die Wohnung von Amaliens Vater war, von den Pferden, und eilten in dies Haus, welches seiner Aussenseite nach, einen reichen Besitzer zu versprechen schien, um zu plündern. Als Ewald an demselben vorbey lief, hörte er bereits die Generalin mit lauter Stimme ängstlich um Hülfe rufen. Sich selbst vergessend bey der Gefahr, in der sich die Mutter seiner Amalie befand, sprang Ewald in das Haus des Generals und an dem

fliehenden Gesinde vorbey in das Zimmer, woher das Getöse kam.

Ruhig hatte dort der General vor Schmerzen winselnd zugesehen, wie die plünderden Halbbarbaren die Kästen und Verschlüsse erbrachen, und die Meublen in Stücke hieben; als sie aber mit thierischer Grausamkeit sein Bette durchsuchten, ihn selbst hin- und herwarfen, auf die Vorstellung, daß er ein kranker Offizier sey, nicht achteten, uud selbst seine halbohnmächtige Gattin mishandelten da vergas der der alte Soldat Schmerzen und Kraftlosigkeit, sprang aus dem Bette auf, entriß einem der Unmenschen den Säbel, und drang damit auf den zweyten ein, der als ein ächter Patron floh, sobald er Gegenwehr fand, aber in eben dem Augenblicke von einem dazukommenden Kameraden Verstärkung erhielt, mit dem er dann auf den alten kranken Mann eindrang, um denselben in Stücke zu hauen, während der dritte unbekümmert um die Scene, welche seine Kameraden spielten, mit jener Bisarrerie, welche man während dieses Krieges so oft schon in den Thiermenschen bemerkte, die die neue Republick mit ihren Armeen ausspie, über die Generalin herfiel, um an dieser alten Frau seine mehr als viehische Wollust zu sättigen.

Dies war der Moment, in welchem Ewald in das Zimmer trat. Der General im Hemde

von den zwey Chasseurs in eine Ecke gedrängt, sich nur noch schwach vertheidigend, um Schonung bittend; dessen Gattin bereits zum Bette geschleppt, das seit mehreren Wochen das Siechbette ihres Gemahls gewesen war, nur schwach noch gegen die überlegenen Kräfte eines Hauens sich vertheidigend, Tod und Abscheu im Bilde der Gegenwart. — Mit der Wuth eines Löwen sties Ewald einen der beyden welche den General gedrängt hatten, in dem Augenblicke nieder, als dem Greise der Säbel entfallen war, und dieser ihm den Kopf spalten wollte. Der andere floh, und der Angreifer der Generalin büßte seine viehische Lust gleichfalls mit seinem Leben. — Jetzt erkannte dann auch ersten Blickes der General in seinem Erretter seinen Eydam, und fiel dankend ihm in die Arme.

Aber durch diese augenblickliche Hülfe war die Gefahr nichts weniger als entfernt, vielmehr war sie, da zwey ermordete Franzosen blutend am Boden lagen, deren Pferde an die Thüre gebunden waren, um so mehr vergrößert, da man jede Sekunde erwarten mußte, daß neue Plünderer, durch die an das Haus angebundene Pferde aufmerksam gemacht, hereindringen, und den Tod ihrer Kameraden, ohne dessen Veranlassung zu untersuchen, rächen würden. In diesen kritischen Momenten, während würklich un-

unterbrochen feindliche Kavalleristen einzeln vorbeysprengten, verließ Ewalden seine Fassung nicht einen Augenblick. Mit Hülfe der Generalin und des Generals, den der Schrecken geheilt, und mit unerwarteter Kraft begabt hatte, brachte er, nachdem er seine Uniforn und Waffen abgeworfen und versteckt hatte, die Leichen der Ermordeteu auf die Seite, reinigte den Stubenboden vom Blute derselben, und versammelte, so gut sichs in der Eile thun ließ, alle Thüren und Zugänge, welche zu dem Hause seiner Schwiegereltern von aussen her führten. Er muthmaaßte mit Recht, daß die kaiserliche Kavalerie nochmal vordringen, und dem Feind auf einige Zeit aus B. vertreiben würde, weil dieser sonst dem Armeekorps zu nahe kommen, ihm zu gefährlich werden, und ein beträchtliches Korps Kavallerie, das sich seitwärts gezogen hatte abschneiden würde.

Dies erfolgte würklich. Nach etwa einer Viertelstunde, welche die Angst unsern Freunden zur Ewigkeit der Hölle dehnte, sprengte würklich die französische Kavallerie zurück an dem Hause vorbey, und die ihr nachsetzenden kaiserlichen Husaren ließen diesen keine Zeit, sich nach dem Schicksal ihrer Kammeraden zu erkundigen, deren Pferde noch immer vor dem Hause des Generals angebunden standen, weil Ewald diese, der stets vorbeyeilenden Franzosen wegen, nicht hatte ablösen können.

Jetzt lud Ewald auf diese den General und seine Gattin, welche in der Eile ihre besten Sachen zusammenraften, übergab das Haus einem getreuen Bedienten, und eilte, indem er das Pferd, worauf die letztere saß, führte, mit denselben zur kaiserlichen Armee, wo er bald eintraf, und diesen den Waagen eines Offiziers verschaffte, mit welchem sie in einigen Stunden völlig in Sicherheit gebracht worden, und am andern Tage auf dem rechten Rheinufer ankamen.

Unterweges sties dieser Zug schon ohnweit von B. — auf Amalien welche ihren Gatten suchte. Wir wagen es nicht, die Scene des Widerfindens zu schildern, denn keine Feder vermag es, diese zu beschreiben.

Der General lies seine Kinder nicht wieder von sich. Ohne Mühe erhielt er den Abschied für seinen Eydam, den er mit innigem Danke und Liebe anerkanute. Amaliens und Ewalds Schicksale bewürkten allgemeine Theilnahme. — Das Ansehen und der Entschluß des Generals, verschaften Ewalden eine Hauptmannsstelle bey den Truppen eines Reichsstandes, wo er durch 5 Jahre mit dem allgemeinsten und lautesten Beyfalle stand, und die er jüngst erst quittirt hat, um das beträchtliche Vermögen, das sein ohnlängst verstorbener Vater ihm hinterlassen hat, zu übernehmen. Von diesem hat er sich ein ansehnliches

Gut erkauft, auf welchem er mit Amalien, beyde als sehr achtungswürdige Menschen anerkannt, in Ruhe, Zufriedenheit und Eintracht lebt. Beyde beweisen durch ihr Benehmen und die Güte ihres Karakters, daß Elend und Unglück, so sehr sie meist gute Karaktere verderben, oft auch schlechte bessern.

VII.

Er weis selbst nicht, wer er ist.

Ein Schwank, der sich in M.... wirklich zugetragen hat.

Der Geiz filziger Eltern verdammte Joeln, den untersten Jungen in der Stadt zum Kloster. Es war diese Höhle dem heiligen Dominikus geweiht. Schrecklich ward da gesoffen und überhaupt so abentheuerlich gewirthschaftet, daß einer der folgenden aufgeklärten Fürsten das Mönchsnest zerstiebte und dessen Einkünfte zu besserem Gebrauche verwendete. Gräßlich ward mit den Novizen verfahren, welche das Kloster erhielt. Um ihren Beruf zum Mönchthume zu prüfen, mußten sie Wasser trinken, wenn ihre Konfratres edlen Niersteiner zechten; auf der Erde essen, wenn jene in Prunkgelagen schwelgten, und wohl gar Kloaken und Abtritte fegen, wenn jene der Mittagsruhe pflegten, und Räuschchen ausschliefen, um sich andere verschaffen zu können, oder in der Stadt einer geistlichen Schwester einen frommen Besuch machten. Dabey mußten sie sich täglich geißeln, daß Blut floß, und sich von dem groben P. Prior, und dem griesgramen Novizenmeister, zu welcher Stelle immer der gröbste Fle-

gel im ganzen Konvente genommen wird, ausschelten und schabernacken lassen. Alles dies geschah, um den Beruf zu prüfen, den sie zu den Weinfässern und Speckviertel des Klosterkellers und der Klosterküche hatten, und um aus ihnen Mönche zu machen.

So gerne Joel, der unter dem Namen Frater Maurus die Kutte trug, Wein trank, und so sehr ihn die Hoffnung stärkte, sich einst nach überstandnen Novizenjahren in diesem seinem Elemente recht baden zu können, so wenig vermogte doch diese glänzende Aussicht und selbst der Blick auf die vollen Weinkeller des Klosters, ihm genugsame Kraft zu ertheilen, alle die Grobheiten, und Impertinenzen und Sottisen zu erdulten, mit denen der Prior, Novizenmeister und die übrigen Mönche die arme Novizen von früh bis in die Nacht, und selbst noch durch einen Theil der Nacht überhäuften. Die ehrwürdigen Herrn mußten diesmal ein besonders ungeistliches Wesen an den armen Novizen verspürt haben, denn so arg hatten sie es noch mit keinen getrieben, so strenge noch nie den Beruf zum geistlichen Stande an ihnen geprüft.

Darum fand dann auch an einem schönen Herbstmorgen der Pater Novizenmeister, als er in die Zelle des Frater Maurus trat, um den Schläfer zu wecken, und eben schon die harte Strafe bedachte, welche er, wegen dieses groben

Vergehens geltend machen wollte, das Nest leer, und den Vogel ausgeflogen. — Weder Pförtner, noch Pfortenknechte, noch sonst jemand im Kloster wußten etwas von des Ausgetretnen Flucht, und man deliberirte lange, wie und auf welchem Wege es ihm möglich geworden sey, zu entfliehen, bis sich endlich zeigte, daß er in der Kutte und dem vollen Mönchsornate den kürzesten Weg genommen und durch die Pforte hinausgegangen war, wo man ihn, weil man ihn für einen Pater, der in der Stadt — allenfalls in einem Nonnenkloster — frühe Geschäfte habe, hielt, ohne allen Anstand passiren lassen. Nach ein paar Stunden erhielt der Pater Prior ein Billet von dem entflohenen Frater Maurus, jetzt wieder Friedrich Joel unterschrieben, welches eine förmliche Urkunde enthielt, daß der Pater Novizenmeister ein Flegel, er, der ehrwürdige Pater Prior selbst ein roher Säufling und das ganze hochwürdige Konvent eine Horde von versoffnen Menschen sey, unter denen er Fridrich Joel nicht weiter wohnen mögen, und die er deshalb verlassen habe. Die schlechte Köst, die er genossen, würden seine Eltern nach Gebühr bezahlen, und für die zahllosen Impertinenzien, die er erlitten, werde er den gebührenden Dank und die zustehende Vergeltung einstens leisten.

Wohl schwerlich wird der ehrwürdige Pater Prior diese Urkunde in das Archiv des Klosters

gebracht haben; eben so wenig fand er es räthlich, den Schreiber derselben, der ein wenig zu tief in die Klosterökonomie geguckt, und etwas davon hätte ausplaudern können, durch eine gerichtliche Klage zu reizen. Selbst nicht einmal die Klosterknechte erhielten den Auftrag, mit ihren Bengeln dem Kloster für dieses Unbild Genugthuung zu verschaffen obgleich sie nunmehr jeden Morgen volle Arbeit hatten, die lebendigen und todten Katzen, die an die Schelle der Klosterpforte gebunden oder an die Klosterpforte selbst angenagelt waren, und die Schmähblätter und Spottgemählde, womit alle äussre Wände überklebt waren, wegzuschaffen. Vielmehr lies sich sogar der Pater Prior in Unterhandlungen mit dem Exnovizen ein, worin Einstellung aller Feindseligkeiten und dauerhafter Friede stipulirt ward, und wobey der Pater Prior sich noch die Klosterkutte zurück bedang, welche Joel mit fortgenommen hatte, und welche dieser ehstens sicher zurückzu schicken versprach, als sich folgende Geschichte zutrug.

Joel pflegte mit einem halben Dutzend lockerer Kumpane seine Abende in einem öffentlichen Hause zuzubringen, worin sich auch unter andern jedesmal ein Schuster einfand, der ein ganz eigner Kauz war. — Dieser Mensch Nahmens Hans Kaspar Pfrieme war, so lange er nüchtern war, höchst gutmüthig, munter, voll guter Ein-

fälle, und bestrebte sich den Gästen Spaß zu machen; dann aber pflegte er sich jeden Abend in Wein, Bier oder Brandwein so fürchterlich zu besaufen, daß er fast alle Nacht beym Nachhausegehen aus dem Wirthshause zum rothen Kopf, auf der Straße niederfiel, und die Nacht in einer Gasse zubrachte, von wo Meister Hans Kaspar gegen Morgen, wenn er seinen Rausch verschlafen hatte, nach Hause taumelte, und sich von seinem Weibe zanken und prügeln lies.

Die lustige Gesellschaft des Exnovizen hatte lange schon, da der rothe Kopf, wie angeführt worden, auch ihr zur Niederlage diente, die Bekanntschaft unsers Meisters gemacht, der sie gegen eine freye Zeche, mit allen Späßen, die er auftreiben konnte, bewirthete, und ihr durch sein ungeschicktes Benehmen im Rausche zur Unterhaltung diente. Joel fand nun in ihm Stoff, den Mönchen einen Schabernack zu spielen, wie ihnen seit Dominikus Zeiten noch keiner gespielt worden war.

Die Gesellschaft hatte sich überzeugt, daß der Schuster bey jedem stärkern Rausche in eine solche Abwesenheit des Geistes versank, daß er durchaus einem leblosen Wesen glich, welches man nach Belieben behandeln und hin und herschieben konnte, ohne daß er hiervon etwas wuste, und daß er, wenn er von seinem Rau-

sche erwachte, jedesmal erst eine geraume Zeit bedurfte, um seine Lebensgeister wieder zu sammeln, während er die tollsten Streiche trieb. — Diesesmal hatte Joel und seine Konsorten den Meister Hans Kaspar mit mehreren Sorten Bier, Wein und Branntwein so reichlich getränkt, daß er endlich, vielleicht zum erstenmale in seinem Leben, selbst die Versicherung herlallte, daß er nicht mehr trinken könne. Dabey hatte Joel noch obendrein ihm betäubende Mittel in das Getränke gegossen, damit er, wenn er einmal eingeschlafen wäre, nicht so leicht erwachen möchte. — Als demnach Meister Pfrieme zulänglich gefrachtet hatte, brachten ihn die jungen Leute eine Strecke vom Wirthshause hinweg, wo sie ihn unter der Anmahnung, daß er jetzt nach Hause gehen solle, verließen, und bald die Freude hatten, zu sehen, daß er an einer Ecke niederfiel und entschlief.

Nun machte sich die Gesellschaft an die Arbeit, entkleideten den schlafenden Schuster, schnitten ihm die Haare ab, schoren ihm eine Tonsur, ließen einen Kranz von Haaren um den Kopf stehen, wie ihn die Mönche des heiligen Dominikus zu tragen pflegen, und zogen ihm dann das Mönchskleid an, das Joel aus dem Kloster mitgenommen hatte. Als er nun völlig en dominicain ausstaffirt war, trugen ihn vier von der Gesellschaft an die Pforte der Dominikaner, wo sie die Schelle so lange

anrißen, bis der Pförtner erschien, dem sie sagten, daß sie beym Stadtthore diesen Pater am Boden gefunden hätten, welcher sehr krank zu seyn schien, und den sie demnach hieher zu schaffen, für ihre Pflicht gehalten hätten.

Der Bruder versicherte die jungen Leute, indem er ihnen Namens seines armen Klosters für den demselben hierdurch erwiesenen Dienst Dank erstattete, daß der kranke Pater zwar nicht zu seinem Kloster, obgleich zum Orden gehöre, und also ein fremder Pater sey, der bey dem erst vorgewesenen Ordenskapitel muthmaslich aus einem Kloster in ein anders versetzt worden, und jetzt auf der Reise begriffen sey, wo ihn demnach diese Krankheit befallen haben müsse, und so schafte er den Pseudopater Hans Kaspar mit Hülfe einiger Klosterknechte in das Innere des Klosters. Zugleich bewirthete er noch die lustigen Brüder im Namen des Pater Priors mit einer Flasche treflichen Klosterwein zum Danke für ihre Bemühung und den dem Orden ersparten Schimpf, damit sie die Sache verschweigen mögten, um den Lästerzungen keine Gelegenheit zu geben das Kloster und den heiligen Orden zu verläumden.

Als spät am andern Morgen Meister Pfrieme von seinem Rausche erwachte, fand er sich in einer Mönchszelle auf dem Bette in dem vollen Ornate eines Dominikanermönchs, den man ihm seiner Unbehülflichkeit wegen nicht abzuziehen vermogt

hatte, vom Prior und mehreren Mönchen umgeben, wovon erstrer die Mönchskappe amtsmäsig zur Hälfte lüftend ihn barsch fragte, wo er herkomme? — Ich weis nicht, antwortete dämisch der Schuster, sonst gewöhnt, in einer Gasse zu erwachen, indem er mit starrem Erstaunen die fremde Gegenstände, vorzüglich aber sich selbst anklotzte. — Nach einigem Befremden, Kopfschütteln und Gemurmel ergieng die weitere Frage an ihn; „Aber wie heißen Sie dann, Herr Confrater?“ Das weis ich wahrhaftig auch nicht, entgegnete der Schuster, der immer verwirrter ward, so wie seine Sinne zurückkehrten, und er sich überzeugte, daß die seltsame Metamorphose, welche sich mit ihm zugetragen hatte, kein Traum sey, wie er bisher noch immer zu glauben geneigt war, indem er sich zugleich überall befühlte. — „Aber wie heißt dann das Kloster, in welcher Sie die heilige Weyhe empfiengen, und die Provinz aus welcher Sie kommen?“ — „Ich komme aus gar keiner Provinz, und weis das alles noch weniger, antwortete der Meister mit ewigem Einerley.

So brachten die Mönche durch ein paar Stunden von dem verwandelten Schuster nichts weiter heraus, als daß er weder wisse, wer er sey, noch wo er herkomme, und ein paar Bitten an die Mönche, die er für Geister hielt, ihm doch zu sagen, ob er noch lebe, oder wie es mit ihm werden solle, bis endlich einer unter ihnen den guten

Gedanken hatte, ihm eine Flasche Wein vorzusetzen, aus deren Geiste dann endlich Meister Hans Kaspar die Ueberzeugung zog, daß er noch lebe, und seine Geisteskräfte halb und halb sammelte.

Mir fällt, sagte er dann, ein Mittel ein, Ihnen und mir Gewißheit zu verschaffen, wer ich bin. Schicken Sie doch in die Steingasse, in die Behausung Nro. 170. und fragen sie da nach, ob der Schuhmacher Hans Kaspar Pfrieme zu Hause sey. Ist dieser nicht zu Hause, dann kann es seyn, daß ich dieser bin, ob ich gleich immer noch nicht weis, wie ich Dominikaner geworden, da ich, wenn ich mich recht entsinne, gestern Mittags noch Schuster war, und in dem Wirthshause zum rothen Kopf gezecht habe. Ist aber der Meister Hans Kaspar Pfrieme zu Hause, dann weis ich ein für allemal selbst nicht, wer ich bin.

Die Mönche fanden dies Auskunftsmittel sehr zulänglich und schickten sofort in die Steingasse in die Behausung Nro. 170. — Meister Hans Kaspar Pfrieme war würklich nicht zu Hause, und zum Ueberfluße gieng dessen traute Ehehälfte noch mit ins Kloster, um denselben legal anzuerkennen. Würklich agnoszirte sie ihn dort durch ein paar derbe Maulschellen in bester Form, und der metamorphosirte Schuster fand diesen Beweis so überzeugend, daß er sich selbst nun erkannte

und ausrief: „O weh, ich bin würklich Meister Hans Kaspar Pfrieme."

Nach ein paar Tagen, als die komische Geschichte schon zum Stadtmährchen geworden, erschien ein Notar in dem Kloster des h. Dominikus, der sich kraft aufhabenden Amtes Namens des Herrn Friedrich Joel von dem Pater Prior eine Bescheinigung ausbat, daß das Kloster die Kutte richtig empfangen, welche dieser weiland bey seinem Austritte von da mitgenommen und nun durch den Schuhmachermeister Johann Kaspar Pfrieme wohl und richtig zurückgeschickt habe.

VIII.

Ismail Scherschin.

Eine Morgenländische Erzählung.

Nach der tausend und eine Nacht.

Das Reich des großen Cyrus war durch eine Reihe der mannichfaltigsten Schicksale zu einer verächtlichen Ohnmacht herabgesunken. Dies schöne Land war in eine Menge kleiner Staaten zersplittert, welche von ihren Beherrschern den Turkmannen vom weisen Schaafe — von dem Wappen ihrer Standarten genannt — allen Druck des ausschweifendsten Despotismus zu erdulden hatten. Innre Fehden unter diesen kleinen Tyrannen, welche ihrer gemeinschaftlichen Abkunft vergessen hatten, oder bey denen die Stimme des Bluts vor jener des Eigennutzes verstummte, und die mit einander in steten Kampfe lagen, wechselten mit den Einfällen kriegerischer Nachbarn ab. Bereits trennten ungeheure Wüsten die wenige Städte von einander, wo jene Unmenschen mit unbeschreiblichem Grimme die ausschweifendste Tyranney übten.

Im Innern der Familien dieser Tyrannen selbst verdrängte immer einer den andern, und

so wie einer Gelegenheit fand, es mit dem Herrscher aufzunehmen, der, wie alle Tyrannen, vom Volke gehaßt ward, so ward er gestürtzt und ermordet, und das Volk selbst half dann die Ketten zerbrechen, die jederzeit wieder von dem Nachfolger schärfer angezogen wurden. — Selten dauerte eine Regierung länger als ein paar Jahre, es ward als ein Wunder angestaunt, wenn in einem dieser kleinen Staaten ein Jahrzehend ohne eine Revolution vorüber gieng.

Dies allen Tyrannen gemeinschaftliche Schicksal hatte auch, Ben — Ismail, Beherrscher von Basra. Nach einer Empörung, die sein Vater gegen den vorigen Despoten gewagt, und glücklich vollendet, hatte er, da sein Vater an einer hierbey erhaltenen Wunde gestorben war, sich des Thrones bemächtigt, und diesen 19 Jahre besessen, bis auch ihn endlich das Schicksal der Wiedervergeltung traf, das immer früher oder später, oft langsam aber immer sicher den Verbrecher ergreift. Mulei — Abu — Ben, des Ben — Ismails jüngerer Bruder, trotziger noch und grausamer als er selbst, benutzte die Stimmung, in welche das Volk durch eine Hungersnoth gerieth. Diese ist in jenen Gegenden, die die Trägheit ihrer Bewohner nie anders als nothdürftig anbaut, weil sich unter dem eisernen Scepter ihrer Beherrscher niemand seines Eigenthums freuen kann, und wo die steten Verheerungen eines endlosen Kriegs unausgesetzt das

zu zernichten drohen, was die Habsucht der Tyrannen noch zur nothdürftigsten Nahrung ihrer unglücklichen Unterthanen übrig läßt, nur gar zu häufig. Mulei also, stürmte an der Spitze einer wüthenden Menge den Pallast, den ein Haufe feiger Söldlinge nur schlecht bewachte, und zog den unglücklichen Fürsten aus dem Schlupfwinkel seines Serails hervor, in dem er sich gleich bey dem ersten Lärmen verkrochen hatte. — Unter diesem Tumulte rief die Menge den glücklichen Rebellen zu ihrem Fürsten aus.

Mulei — Abu — Ben war einst von seinem Bruder beleidiget worden, seine Rache kannte daher keine Grenzen. — Die Politik legt jedem Usurpator den Zwang auf, die Familie, welche er vom Throne stürzte, auf die Seite zu schaffen. Mulei that dies mit einem Raffinement von Grausamkeit, das alle Begriffe überstieg.

Des Thrones beraubt, mußte sein unglücklicher Bruder eines Todes sterben, dessen Qual mehrere Tage dauerte. — Eine Art langsam ätzenden Wassers träufelte in langsam sich folgenden Tropfen auf das Haupt des unglücklichen Fürsten, dessen Martern, nährende Speisen, im Ueberflusse dem unter der Quelle festgebundnen gereicht, mehrere Tage verlängerten. Dreysig Söhne desselben und deren Mütter, — damit nichts den nunmehrigen Besitzer des Serails aus seinen blutschänderischen Umarmungen aufschrecke, — bluteten in seiner Gegenwart, und mit die-

sen 200 seiner liebsten Weiber, weil sie das Verbrechen begangen hatten, über das Schicksal des Unglücklichen Thränen zu vergießen. Das Ungeheuer, das jetzt über Basra herrschte, vertilgte alles, was Menschengefühl zu haben schien. Noch fielen unter seinem Schwerde sieben seiner Brüder und zwey seiner Oheime, ehrwürdig durch Alter und Verdienste, so wie die vornehmsten der Höflinge des Entthronten. Eine Wüste wollte der Tyran um sich her schaffen, vertilgen den Stamm des weisen Schaafes in Basra. So glaubte er das Loos von sich zu entfernen das so eben seinen unglücklichen Bruder getroffen hatte.

Ein einziger Zweig der Familie Ben-Ismails, der älteste seiner Söhne, war diesem allgemeinen Familienmorde entgangen. Zwey Jahre zuvor hatte dieser bey einer der Menschenschlächtereyen, mit welchen sein Vater bisweilen sich und dem gaffenden Volke ein fürchterliches Fest gab, im Drange seines Herzens, das bey dieser Barbarey mit Abscheu durchdrungen ward, in jugendlicher Aufwallung Worte des erschütterten Gefühls ausgestoßen, über welche das Volk, das an den so oft wiederhohlten Mordscenen den Geschmack verlohren, und noch grade Gefühl genug hatte, um von Abscheu durchdrungen zu werden, jubelte, und der feige Tyrann erbebte. Daher war sein Tod beschloßen, aber gewarnt floh der junge Fürst aus dem Pallaste des Ungeheuers, das sein Vater war, und aller Mühe — selbst der ungeheuersten Preis-

ohngeachtet, welche der unnatürliche Vater auf seine Habhaftwerdung setzte, war seine Spur verschwunden. Nur sein Andenken lebte noch in dem Herzen des Volkes.

Aus dem Pallaste seines Vaters war der damals sechszehnjährige Ismail Scherschin halbnackt in eine Hütte geflohen, welche in einem eine Tagreise von der Residenz seines Vaters entlegenen Walde lag. — Der Besitzer derselben hatte zwar bald den Flüchtling erkannt, aber die Hoffnung, daß dieser einst den Thron von Basra besteigen und dann zehnfach die Belohnung vergelten werde, die er jetzt durch dessen Auslieferung verdienen könnte, machte, daß er den Preis ausschlug, der auf diesen Verrath gesetzt war.

Hier hatte der unglückliche Prinz zwey Jahre gelebt, als der Sturz seines Vaters und die Grausamkeit seines Oheims ihm die letzte Hoffnung zu rauben schien. Er vernahm zugleich das Schicksal seines Vaters und die Erneurung und Erhöhung des Preises, den der Räuber des Reichs auf seinen Kopf gesetzt hatte. Sein bisheriger Verpfleger war ehedem Gartenaufseher jenes Tyrannen, und da dem Prinzen die Aussicht zum Throne jetzt für immer abgeschnitten schien, so schloß der junge Fürst mit Recht, daß denselben nun die Lust anwandlen würde, den Preis zu verdienen, der auf seiner Person stand, und daß er nicht länger das Ungewiße dem Gewißen vorziehen mögte. — Mit einem Vorrath von Wurzeln entfloh

der Jüngling dahin, wo ihm der Wald am endlosesten und dicksten, die Wüste am schauerlichsten zu seyn schien.

Zwei Tage lang war der Unglückliche bereits auf das Gerademohl im Walde umhergeirrt, als er dessen Ende erblickte. Noch immer wandelte er, nun erst doppelt geängstigt von den Blicken der Menschen, die er jetzt wieder sah, weiter, und verbarg sich, da es Nacht ward, in einer Steinklippe. Die Sonne weckte durch ihr sanftes Licht den gestärkten Schläfer; und er wollte eben seine Wanderung fortsetzen, als ein Detaschement Reuterey, das nahe an ihm vorbeyzog, ihn in seinen Zufluchtsort zurück trieb. — Es war dieß eine Fügung des Himmels, der über dem Schuldlosen wachte, denn bald erfuhr er von einem Arbeiter, den er auf dem Felde antraf, daß dies Detaschement von Basra komme, und ihn selbst, den Flüchtling, suche. — Er war von seinem Verpfleger würklich verrathen worden, und nur ein paar Stunden früher, als er abgehohlt werden sollte, entwischt. — Hastig rannte dann der Jüngling von dannen, lief ohnausgesetzt in der Schwüle des Tages; kraftlos stürzte er, als eben die Sonne sich neigte, unter einem Baume nieder, blickte auf, und sah in mächtiger Entfernung vor sich, — Basra.

Hier lag der Erbe des Reichs, erschöpft an Kräften, von wüthendem Durste und Hunger gepeinigt, mit blutenden Füßen, vor sich die Haupt-

stadt des Reichs, zu dessen Throne er gebohren war. Die Prunkgebäude der väterlichen Wohnung, wo, wenn er sie betrat, der Tod seiner wartete, sah er jetzt allein, verlassen, ohne Nahrung, Obdach und Freund vor sich. Rückwärts wußt er seine Verfolger in zahlreichen Haufen, und hätte er dies auch nicht gewußt, seine Erschöpfung machte ihn unfähig, auch nur noch hundert Schritte zu fliehen. Unvermögend weiter zu gehen, blieb er liegen in starrer Gleichgültigkeit, beruhigt durch den Gedanken, daß er nun nicht unglücklicher werden könne. Ein Gedanke, der für den Leidenden der Beruhigung so viel hat. Zum Glücke ward die Nacht sehr dunkel, und kein Stern erhellte das Firmament, denn bald nachher hörte der Prinz nahe an sich einige Reuter vorbeyreiten, welche gleichfalls ihn zu suchen ausgeschickt waren, und von dieser Expedizion sprachen. Die Aengstlichkeit, welche ihn bey der von dem Bauern erhaltnen Nachricht, daß das Detaschement Reuterey, welches ihm begegnet war, ihn suche, befallen hatte, hatte ihn diesem, und dieser seinen Verfolgern verrathen.

Bald übte die Natur ihre wohlthätige Rechte, der Jüngling versank in einen erquickenden Schlaf. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch, und entdeckte, was am Abende zuvor Angst und Erschöpfung ihn zu bemerken verhindert hatten, daß er unter einem Dattelbaume geruht hatte, dessen halbreife Früchte ihn wenigstens vor

dem Hungertode retten konnten. Aber nur auf wenige Stunden schien sein Leben gefristet zu seyn, denn er befand sich auf einem offnem Felde, dessen Fläche dem Auge überall Spielraum — dem Flüchtling aber auch nicht einmal einen Baum weiter bot, unter welchem er sich hätte verbergen können. Jener, unter dessen wirthlichen Schatten er Ruhe genossen, stand nur ein paar Schritte von der Landstraße. Aber die Ruhe, welche sein Geist durch den Schlaf, und die Erquickung, welche sein Körper durch die obgleich erst halbreifen Früchte genossen, hatten ersterm Muth, und letzterm neue Stärke gegeben. Er faßte wieder Hoffnung zur möglichen Rettung, an der er des Abends zuvor verzweifelt hatte, so wenig er selbst hierzu Wahrscheinlichkeit vor sich sah.

Mit dem Safte des Dattelbaums bestrich er Gesicht und Arme, welche dadurch eine schmutzig grüngelbe Farbe erhielten, und tilgte so das Kolorit der Jugend, das auf seinen Wangen blüthe. Jenseit Basra lagen, wie er wußte, in der Entfernung zweyer Stunden an einem felsigen Bergrücken Ruinen einer ehedem glänzenden durch die Araber verheerten Stadt, um welche eine Menge der herrlichsten Früchte blühten, von keiner Menschenhand gepflückt; denn dort, so gieng die Sage, trieben die Geister der ermordeten Einwohner ihr Wesen und bewachten noch immer ihr Eigenthum gegen die Basraer,

die von kleinlichem Haße gegen die Araber getrieben, jene Stadt einst zerstören und ihre Einwohner morden halfen. Oft schon hatte Habsucht und Neugier einzelne Einwohner von Basra in jene Gegend gelockt, aber keiner der Ausgezogenen war je zurückgekommen. Nahe an diesem gefürchteten Orte gegen Basra hin, lag die Begräbnißstätte der Basraer, und erhöhte den Schauer der Gegend. Unwillkührlich floh jeder Bewohner von Basra eine Gegend, die des Abschreckenden so viel hatte; — seit einem Menschenalter hatte keiner weiter, als zu der Begräbnißstätte sich gewagt.

Diesen Ort hatte Ismail vorerst zum Ziele seiner Flucht bestimmt. „Hab' ich doch aufgehört, sagte er zu sich selbst, ein Basraer zu seyn; ausgestoßen von meinem Vaterlande bin ich nichts, gar nichts mehr, als ein vereinzeltes Wesen, das zu keinem einzelnen Stamme der Erde mehr gerechnet werden kann. — Die Geister der Epireer sollen nur gegen Basraer und Araber wüthen; auf jeden Fall ist dort mein Schicksal noch ungewiß, da es hier gewisser Tod ist.“ —

Mit einem Vorrathe von Früchten des freundschaftlichen Baumes trat nun der Jüngling beherzter und ruhiger den Weg an, als selbst vor 2 Tagen, da noch eine weite Entfernung, und Felsen und Wälder ihn den Blicken seiner Verfolger entzogen. — Er mußte, da zwischen seinem jetzigen Standpunkte, und dem Orte, wohin

seine Flucht gieng, Basra mitten inne lag, einen Umweg nehmen, um diese Stadt zu vermeiden. Er merkte sich die Gebürge, wohin er fliehen wollte, und bezeichnete sich den Umkreis, den er, um Basra zu vermeiden, dahin zu nehmen hatte. — Langsam gieng er, um nicht, wie des vorigen Tages, durch die Jagd seiner Eile sich selbst zu verrathen, und um seine Kräfte zur Flucht auf den nöthigen Fall zu sparen.

Mehrere Menschen, und selbst Bewaffnete, muthmaßlich ausgesandt, um ihn, der, wie man wußte, in der Gegend umher schweifte, zu suchen, begegneten ihm; er hatte Fassung genug, sie nicht zu vermeiden und einigen sogar zuzusprechen; keiner erkannte ihn, so hatten Hunger, Elend und Beklemmung ihn in einigen Tagen entstellt, und er fand sich immer mehr überzeugt, daß, hätte ihn nicht der Ausbruch seiner Beängstigung und eine übereilte Flucht des vorigen Tages verrathen, er mit der größten Sicherheit seinen Weg nun verfolgen könne.

Der Weg von dem Orte, wo Ismail übernachtet hatte, bis zu den Ruinen der Epireer war so nahe, daß er leicht in einem halben Tage zurückgelegt werden könnte, aber da er, um Basra zu vermeiden, einen zirkelförmigen Umweg dahin nehmen mußte, so berechnete der junge Fürst selbst, daß er zwey Tage hierzu nöthig haben würde. Wohin er nöthigen Falls sich verbergen, wovon er bis dahin seinen Hun-

ger stillen würde, dies mußte er dem Schicksale überlassen, da er der Gegend fast gar nicht kundig war. Er hatte aber die Ueberzeugung, daß seine Lage in keinem Falle schlimmer werden konnte, als sie es unter jenem Dattelbaume war. Glücklich kam er am ersten Tage so weit, daß Basra bereits in schiefer Richtung hinter ihm lag.

Ein neues Schrecken wartete seiner. Ein Morast, der wie er wußte bis nahe an Basra abwärts sich ausdehnte, lag vor ihm, und trennte ihn von dem Orte, wo er Sicherheit zu finden hoffte. Der unglückliche Jüngling kannte nicht ganz das Schreckliche seiner Lage; er glaubte, daß bis zum andern Ende dieses Morasts nur noch ein paar Meilen seyen, welche er des andern Tags leicht zurückzulegen, und so den See zu umgehen hoffte. — Ruhiger als die vorige Nacht entschlief er im Sturme der Elemente, die in einem schrecklichen Gewitter mit einander zu kämpfen schienen. Er wußte nicht, daß dieser Morast sich noch über 40 Meilen nordwärts bald mit weiterer bald mit engerer Breite ausdehnte, und folgte getrost seinem Wege durch 2 Tage am schlüpfrigen Ufer des Sees.

Schon war seine Beunruhigung auf einen hohen Grad gestiegen, als er in der Hälfte des dritten Tags noch immer des Sees Ende nicht erreicht hatte, und steinigter und öder immer sein Weg — sparsamer die Wurzeln wurden, von de-

nen er jetzt seinen Hunger zu stillen gezwungen war. Immer trüber ward die Aussicht, so wie die Gegend felsiger erschien, als er in einer kleinen Entfernung eine Hütte erblickte, die freundlich ihn einzuladen schien. In dieser Entfernung von seinen Verfolgern und in dieser menschenleeren Gegend durfte er hoffen sicher zu seyn, und er gieng furchtlos zur Hütte, froh, wieder Menschen zu sehen, die er seit 2 Tagen vermißt hatte, und Nahrung zu finden, deren sein erschöpfter Körper so nöthig bedurfte.

Auf sein Anpochen trat ein Jüngling zur Thüre. Der Prinz erkannte ersten Blickes in ihm Mechmet, seinen Liebling der vorigen Zeit. Das Band der innigsten Freundschaft hatte von den Knabenjahren her sie beyde verbunden, und ein Jahr vor seiner Entfernung von dem Hofe seines Vaters hatte Ismail seinem Freunde das Leben mit Gefahr seines eignen gerettet, als er mit Ben Ismail zum Tode verurtheilt worden, indem er ihnen zu ihrem Fortkommen alles gab, was er selbst besaß. Gerührt war damals Vater und Sohn vor ihm niedergesunken, und hatten geschworen, dankbar zu seyn, so lange sie athmeten.

Sicherer konnte Ismail nicht ruhen, als im Arme der Freundschaft und Dankbarkeit. Weniger aber diese Betrachtung als der Zug seiner Empfindung warf ihn mit einer Freude, die ihm alle Besinnung raubte, an die Brust des wieder-

gefundenen Freundes, der schwer in ihm seinen fürstlichen Freund wieder erkannte. In diesen traurigen Aufenthalt hatte Mechmet seit seines Vaters Entfernung vom Hofe sich mit demselben zurückgezogen, und der unfruchtbaren Erde kärgliche Nahrung abgezwungen.

Die Freude, welche den jungen Fürsten erfüllte, machte, daß er es übersah, daß er nicht mit der Theilnahme aufgenommen ward, mit welcher er von den beyden Exulanten aufgenommen zu werden, als Retter ihres Lebens verdient hätte. Eine gewisse Zurückgezogenheit, gepaart mit einer gefährlichen geheimnißvolle Verstecktheit lag über das ganze Wesen seiner beyden Wirthe verbreitet. Der arglose Jüngling hatte keinen Sinn für den ausgezeichneten Grad von Niedrigkeit, der dazu erfordert wird, um der Verräther seines Wohlthäters zu werden. Auch hier rettete den Unglücklichen wieder der Genius der Unschuld.

„Die Hütte, welche ihn aufgenommen hatte, hatte nur 2 an einander stoßende Gemächer, wovon eines dem Flüchtlinge zur Ruhe angewiesen ward. Im andern ruhten seine Wirthe. Sein Schutzgeist schien den Jüngling grade zur rechten Zeit zu wecken. Eigennutz hatte seine beyden Wirthe zu dem Anschlage bewogen, den Unglücklichen seinem Verfolger zu verrathen, und sie waren einig geworden, daß der Vater nach der Residenz eilen, der Sohn aber den Prinzen unterdessen be-

schäftigen und bewachen sollte. Würklich brach der Vater auf der Stelle auf, und verabredete mit dem Sohne den Vorwand der Abreise, mit welchem er den Prinzen täuschen sollte.

Der Prinz hatte zu viel Fassung, den Muth nicht zu verlieren, und Resultate über seine Sicherheit und Rettung zu fassen. Noch konnte er sich nicht überzeugen, daß Mechmet, der Gespiele seiner frohen Kindheit und der Freund seiner glücklichen Jugend, selbst noch in den Jahren, in denen Habsucht noch nicht die Schwärmerey wärmerer Empfindungen gekältet und verdrängt hatte, der Jüngling, für den er sein Leben gewagt hatte, in den Plan seines elenden Vaters stimmen sollte. Die tückische Behandlung desselben, und die Aufmerksamkeit, mit welcher derselbe ihn bewachte, überzeugten ihn aber bald, daß Freundschaft und Dankbarkeit nie gegen den Eigennutz Stich halte. Oft durchglühte nun der Drang nach Rache sein Innres, aber seine Herzensgüte hielt ihn zurück, auch schien der Verräther sich sogar gegen dies schon vorgesehen zu haben, und seine Vorsicht jeden Angriff zu vereiteln.

Zwang lernte den jungen Fürsten heucheln; er bemühte sich, unbefangen zu scheinen, und täuschte würklich in so weit seinen Wächter, daß dieser ihn auch die nächste Nacht allein in dem gesonderten Gemache schlafen lies. Die Nacht schien dem Prinzen am schicklichsten, um aus der Höhle dieser 2 Ungeheuer zu fliehen. Er hatte

dann wenigstens den Wurfspies nicht zu fürchten, welchen den Tag hindurch Mechmet nicht von sich gelegt hatte. — Schon war er im Freyen ausser der Hütte, als der wachsame Mechmet, obgleich zu spät, seine Flucht entdeckte. — Ein Dolch nach dem Flüchtlinge geworfen, verfehlte ihn nur um wenige Zolle, und fuhr so tief in einen dastehenden Baum, daß der Prinz, der sich dessen versichern wollte, Mühe hatte, denselben los zu machen. Die Schnelligkeit seines Laufs und die Dunkelheit der Nacht retteten ihn auch diesmal vor seinem Verfolger, der lange noch suchend ihm nachsetzte.

Dem Ufer des Moors folgte Ismail, und schon neigte sich der zweyte Tag zu Ende, und er bereitete sich, die Nacht unter den tief herabhängenden Zweigen eines Baumes zuzubringen, als er auf flüchtigen Pferden eine Menge Menschen an sich vorübereilen sah. Es waren die Söldlinge Mulei — Abu — Bens, die ihn aufzusuchen kamen, an ihrer Spitze war Mechmets Vater.

Rasch verfolgt er von ihnen unentdeckt, da die Zweige des Baumes ihn den Späherblicken derselben entzogen hatten, seinen Weg am Gestade des Ufers, und eben war er ermattet niedergesunken, als er sich von eben dem Haufen, welchem er zu entfliehen gehoft hatte, ereilt sah. Von zwey entgegengesetzten Seiten eilten Bewaff-

nete auf raschen Pferden auf ihn zu, geführt von dem verrätherischen Mechmet selbst, der den Suchenden mit einem zweyten Haufen nacheilte; und den Fliehenden entdeckt hatte; vor sich hatte der Jüngling den See mit struppigen hohen Gesträuche und Schilfe bewachsen; — kein Ausweg blieb ihm mehr übrig — sein Tod schien unvermeidlich. „Gieb dich gefangen, schallt es von allen Seiten ihm zu unter dem Gejauchze wilder Mordlust, während die Reuter die Pferde anstrengten, um über die Felsenstücke zu sprengen, die sie noch von dem Jünglinge schieden. — Da warf sich Mechmet vom Pferde, und rannte mit dem Säbel auf seinen Erretter los, in diesem Augenblicke drangen auch dessen Gefährten über die Felsenstücke — besinnungslos stürzte der Unglückliche sich in den See. — — —

Der See war nicht tief, und der Prinz watete von der Angst des Todes gespornt aufs Gradewohl immer in grader Richtung durch denselben fort. Das Schilf, welches den See bedeckte, entzog ihn dem Auge seiner Verfolger, deren Pferde ihm nicht folgen konnten, weil sie in dem morastigen Boden des Sees versanken, und zu Fuße mogten diese dem Prinzen nicht folgen, weil sie nicht so, wie diesen, Sorge für ihr Leben, sondern Sold und Wohldienerey antrieb, um welche niemand viel wagt. Vielleicht mochten sie auch glauben, der Unglückliche habe in dem Sumpfe bereits seinen Tod gefunden.

Das Glück, welches an dem Prinzen die Kränkungen wieder gut machen zu wollen schien, die es ihm zugefügt hatte, hatte ihn an eine Stelle des Sumpfs geführt, wo dieser leicht und nicht breit war. Bisweilen betrat er Stellen, die ganz trocken waren, und nur einigemal reichte ihm der Schlamm bis an die Brust. So kam er nach einer langen und fürchterlichen Anstrengung zum jenseitigen Ufer, an welchem er einem Rasenden gleich fortlief, so lange seine Kräfte reichten. Ohne ein weitres gefährliches Abentheuer gelangte er am dritten Tage zu den Gräbern von Basra, welche, wie wir gehört haben, zunächst an den Ruinen der Epireer lagen, und gestärkt von freudiger Hoffnung setzte er seinen Weg dahin fort.

Die Sonne stand am Scheiden, als er um die letzte Spitze der Mauer bog, welche die schauerliche Wohnung der Todten umgab, und sich den Zypressen näherte, die sparsam in dessen Nachbarschaft wuchsen, und das Schauerliche des Orts verstärkten. Ein knarrender Ton in der Nähe machte ihn anhalten, und in diesem Augenblicke schwirrten mehrere Pfeile dicht an ihm vorüber, und prallten an die niedre Mauer. Unter den Zypressen entdeckte er, da er aufsah, mehrere Bewaffnete. Rasch übersprang er die Mauer von neuer Todesfurcht gejagt, und suchte Hülfe bey den Todten, von der Bosheit der Lebenden verfolgt. Ein offnes Gewölbe nahm ihn auf, und er sah sich mitten unter den Leichen seiner Lands-

leute. Rasch eilte er durch die Grüfte, seine Angst lies ihn erst spät entdecken, daß er nicht verfolgt werde. Nun erst blickte er auf, da seine Augen der Dämmerung gewohnt zu werden begannen, in welche er wanderte, und sah vor sich — die Leichen seines Vaters und Brüder, entstellt, blutig verstümmelt; — die Grausamkeit des Mörders hatte ihnen selbst das ordentliche Begräbniß versagt, und über einander geworfen sie in den weiten Hallen dieses Gewölbes, das selten von Lebenden betreten ward, der Verwesung übergeben.

Ismail war durch den namenlosen Jammer, den er bisher erlitten, verhärtet worden, aber noch immer nicht hart genug, um nicht von dieser Scene zu Boden gedrückt zu werden. Der Ermordete war ein Tyrann, und hatte sein Mörder werden wollen, aber es war doch sein Vater! — Mit Kälte hatte er es ertragen, als er sich von dem Freunde, dessen Leben er mit Gefahr seines eignen gerettet hatte, verrathen sah, standhaft hatte er Hunger, Ermüdung, die Höllenqual steter Todesangst und alles das Elend geduldet, das ihm bisher so reichlich zu Theil geworden war, aber hier unterlag er seinem Gefühle. Die Natur behauptete ihre Rechte; in starrer Verzweiflung warf er sich über die Leiche des schändlich gemordeten. — Als er wieder zu sich kam, und Kraft genug hatte, sich wegzureißen, war draussen Dämmerung, in dem Gewölbe selbst Nacht. Sein wankender Schritt gleitete aus, und er fiel in einem Seiten-

gange des Gewölbes nieder, nachdem er eine ziemliche Strecke im Dunkeln fortgetappt war, zu seinem Erstaunen fühlte er, da er um sich griff, einige Lebensmittel und Matten zur dürftigen Ruhe.

Unter Todten hielt hier der junge Fürst von seinem Funde einen Schmaus, den Hunger und Erschöpfung köstlicher würzten, als je in dem Pallaste seines Vaters. — Um Mitternacht weckten ihn Menschentritte, die in dem Gewölbe widerhallten, und ein Licht schimmerte in der Ferne, das sich zu nähern schien. Ismail zog sich in einen Winkel zurück.

Sechs bewaffnete Männer nahmen die Stelle ein, welche der Jüngling so eben verlassen hatte. — Schweigend zehrten sie von dem Mahle, von dem auch er sich gesättiget hatte. Eben schien es, als wollten sie sich der Ruhe ergeben, als eine Bewegung den Prinzen verrieth. Schweigend und kalt legte einer derselben einen Pfeil auf die Armbrust. „Es ist Wohlthat, wenn du genau triffst," rief der Prinz, indem er dem Geschoß seine Brust bot. Der Zielende setzte ab, zwey Worte in unbekannter Sprache, und der Jüngling war ergriffen und gebunden. Man warf ihn auf eine Matte, und während einer der Bewaffneten bey ihm Wache hielt, schienen die übrigen in fremder Sprache über ihn Rath zu halten. „Wer bist du, und wie kömmst du hierher?" fragte ihn endlich einer. Der Prinz beantwortete diese Frage aufrichtig und ohne Rückhalt. Die Fremde schienen gerührt.

Eine neue Berathschlagung in fremder Sprache begann, und endlich bot man ihm Speisen, und bedeutete ihn, daß er ruhig schlafen könne. Einer der Fremden hielt Wache, die andern entschliefen.

Der junge Fürst hatte nur Muße genug, diese Menschen zu betrachten. Ein feierlicher Ernst lag in ihren Zügen, die übrigens keine Wildheit entstellte. Unverkennbar lag in ihrem Gesichte ein gewisses Wohlwollen, jedem als Sprache der Natur verständlich. — Sonst war der Bau ihres Körpers voll sprechender Kraft, ihr ganzes Wesen furchtbar aber nicht schrecklich. — Bisher hatte er sie für Räuber gehalten, welche diesen Aufenthalt der Todten besuchten, um die Leichen von dem Schmucke zu plündern, mit welchem der Aberglaube der Mahometaner diese für die Gruft auszuschmücken pflegt, jetzt empörte ihn dieser herabwürdigende Gedanke.

Mit dem ersten Schimmer der Morgensonne brach die Gesellschaft auf; gebunden wanderte der Prinz in ihrer Mitte. Durch eine Menge unterirdischer Gänge und Gewölbe, die oft labirinthisch sich wandten, oft von festen eisernen Thüren verschlossen waren, gieng der Zug bis zu einer Oeffnung, aus welcher sich des Prinzen Führer durch ein Zugwerk, das in Art eines Flaschenzugs künstlich angebracht war, pfeilschnell in die Höhe zogen. Der Prinz sah um sich und fand sich bey dem Eingange der Ruinen, welche

als das Ziel seiner Reise er so oft sich ersehnt hatte. Durch eine große Ebne gieng nun der Weg gegen die Felsen; dort bildete die Natur eine unübersteigbare Vormauer bis zum Eingange eines Schluchts, den die Kunst zur Festung geschaffen hatte. Von einem breiten Graben gedeckt, zeigte sich jenseits ein Thor, als die einzige Oeffnung der Fortifikazion.

Auf den Ruf der Begleiter Ismails fiel die Brücke, über welche der Zug gieng und bald befand er sich an dem Eingange eines ungeheuren Thals, ringsum von Felsen begrenzt, und mit zahlreichen Hütten bedeckt.

An einer der größern hielten die Begleiter des Prinzen stille, und entfesselt ward er vor einen ehrwürdigen Greis geführt, dem er die Erzählung seiner Schicksale wiederholen mußte. Immer mehr erheiterte sich die Mine dieses ernsten Richters, je weiter der Prinz in seiner Erzählung kam, und er schöpfte volle Hoffnung zur Rettung und Freyheit, als der Greis ihn in Verwahrung zu bringen befahl. Des andern Tags mußte er vor einer zahlreichen Versammlung, die meist aus sehr ehrwürdigen Greisen bestand, erscheinen, nochmal seine Geschichte erzählen und verschiedne ihm vorgelegte Fragen beantworten. Man führte ihn abermal in eine Art von Gefängniß zurück, wo ihm, wie man ihm sagte, sein Urtheil kund gethan werden sollte. — Bald erschien dann mit dem Ernste, der hier nazio-

nal zu seyn schien, ein Mann wilden Ansehens, und schon wähnte der Prinz in ihm seinen Henker zu sehen, der gekommen sey, ihn zu schlachten, als dieser die Fesseln ihm abnahm, und ihn wieder vor die Versammlung führte, von welcher er so eben abgeurtheilt worden war.

„Fremdling, wir sind Guebern, sagte der Vorsitzer der Versammlung; die Basraer haben unsre Ahnen gemordet, wir rächen dies an den Basraern. Du hast Gnade gefunden vor der Versammlung der Väter, suche dich ihrer würdig zu machen." Ismail mußte einen feyerlichen Eyd der Verschwiegenheit und der Freundschaft schwören, und war dann in die Gesellschaft des Staats aufgenommen.

Dieser kleine Staat bestand durchaus aus Guebern. — Die Guebern behaupten, genuine Abkömmlinge der alten Perser zu seyn, und leiten ihre Ahnenstufe bis zu dem ältern Cyrus. Sie beten das Feuer als Gottheit an, und haben von den Grundsätzen Mahomeds nur die angenommen, die das Klima ihnen auflegt. Diese Verschiedenheit der Religionsgrundsätze macht eben so die benachbarten Araber, der mahomedanischen Religion nach Omars Grundsätzen getreu als die Perser, welche die Grundsätze Alis umfassen, und die sich selbst einander so gewaltig und mit noch weit wüthenderem Hasse verfolgen, als sonst die Bekenner der verschied

nen Sekten des Christenthums in Deutschland, ihre erbitterten Feinde. Beyde finden nur da einen Vereinigungspunkt, wo es die Ausübung irgend einer Intoleranz gegen diese gemeinschaftlich gehaßten Märtyrer ihres Glaubens gilt. Intoleranz, allen eifrigen Religionsbekennern eigen, ist nirgends wilder und unerschöpflich grausamer, als bey den Anhängern der Lehre Mahomeds, einer Lehre, deren Grundzug Unduldsamkeit ist, und die den grausamen Karakter ihres fanatischen und eroberungssüchtigen Stifters in allen ihren Theilen trägt. Die wilde Unsittlichkeit dieser barbarischen Völker macht dies noch gräßlicher, und der Mahomedaner, den der Fanatismus beseelt, wird zur Hyäne, die unersättlich im Morden, noch gegen Leichen wüthet. Die Guebern haben dagegen einen Zug von Sanftmuth und Duldsamkeit über ihr ganzes Wesen verbreitet. Da der Urstamm des alten Persiens von Mahomed wilden Horden unterjocht und nach und nach vertilgt ward, so leben diese traurigen Reste eines in der Geschichte der Vorzeit so berühmten und mächtigen Völkerstammes in dem Zustande der traurigsten Abhängigkeit, und die Wüsteneyen, in welche sie sich flüchten, können sie nicht vor den Anfällen ihrer fanatischen Feinde schützen, die keine Gelegenheit versäumen, das verdienstliche Werk ihrer Verfolgung zu üben.

Dieses war auch das Schicksal der Voreltern der Kolonie gewesen, unter welcher Ismail jetzt lebte. In dem an den Begräbnißort der Basraer anstoßenden Thale hatten diese ein friedliches aber thätiges Leben gelebt, und den Regenten Basras, von denen sie abhiengen, und die sie ohngefähr nach eben den kameralistischen Rücksichten und mit eben der Sanftmuth behandelten, mit welcher bey uns die Juden behandelt werden, öfters wesentliche Dienste geleistet. Einst war es einer streifenden Horde Araber eingefallen, im Vorbeyziehen ihre Sünden in Kezzersblute abwaschen zu wollen, sie überfielen daher die friedlichen Bewohner des Guebernthals, von den Basraern Epireer genannt. Diese reklamirten den Schutz des Fürsten von Basra, ihres Schutzherrn, den sie bisher, da sie ihn nicht gebraucht, so theuer bezahlt hatten. Der Fleiß der Guebern, und der lange Friede, in welchem sie gelebt, lies große Schätze bey ihnen muthmaasen; ein Beweggrund, der das Ungeheuer, welches damal Basra beherrschte, veranlaßte, sich mit den Arabern zu vereinigen, und gemeinschaftlich mit ihnen gegen seine eigne Unterthanen zu kämpfen. Die unglücklichen Guebern, welche bisher mit dem besten Erfolge sich gegen die Araber ihrer Haut gewehrt hatten, erlagen der zehnfach stärkern Macht, welche nun auf sie losdrang, fast alle fielen in der Feldschlacht, die Gefangenenen aber,

welche man machte, unter den schrecklichsten Qualen des Henkers, weil sie ihre Schätze, die blos in ihrem Fleiße bestanden, nicht herausgeben konnten. Ihre Wohnungen wurden zerstöhrt, die Sonne beschien in dem Trauerthale, sonst von guten und frohen Menschen bewohnt, nur noch Ruinen und Leichen.

Allgemein hielt man das Geschlecht dieser Unglücklichen für durchaus vertilgt, weil die Sieger weder Greise noch Säuglinge geschont hatten. Demohngeachtet waren einige Familien diesem Generalmorde entgangen, die sich eben in einem der entferntern Thäler befunden hatten, die diese große Felsenkette bildete. Als sie das Schicksal ihrer Brüder vernahmen, flüchteten sie, der Wege kundig, in unzugängliche Gegenden, und Felsenhöhlen. Diese verließen sie nicht eher, als bis die Mörder ihrer Landsleute abgezogen waren. Nach und nach zogen sie mehrere Guebern, die sich zur Zeit als jene Blutscene gespielt ward, grade auf Handlungsreisen befunden hatten, so wie entfernter wohnenden Guebernstämme an sich, und es entstand nach einigen Generazionen eine volkreiche Republick, welche unter den Gesetzen eines ihrer weisen Stifter bewunderungswürdig aufblühte.

Das Andenken an jene Schändlichkeit der Basraer durchglühte jeden ihrer Bürger, und eines ihrer Gesetze machte Haß gegen sie zur Bürgerpflicht. Unduldsamkeit erzeugt überall

Martyrer und gegenseitige Unduldsamkeit. — Bereits über 80 Jahre blühte dieser Staat der Guebern, und trotz den mannigfaltigen Schicksalen, welche Einzle aus seinen Bürgern bisher erlitten hatten, hatte keiner noch die Existenz derselben an die Basraer verrathen. Obgleich das Andenken an jenen Mord nur noch durch eine unbestimmte Tradizion erhalten ward, und von seiner Lebhaftigkeit verlohren hatte, so blieb doch der Haß gegen die Basraer immer allgemein und gleich stark.

Der Aberglaube der Basraer, welche glaubten, daß die Geister der ermordeten Guebern jenes Thal und die benachbarten Gebürgsketten besetzt hielten, war schon allein eine Art von Bollwerk, das die Annäherung dieser abhielt, und die Politik der Guebern machte vollends ihre Wohnungen von dieser Seite her unzugänglich. Ohnausgesetzt hielten ihre Vorposten das Thal besetzt, das an die Gräber der Basraer sties, dort verbargen sie sich unter die Ruinen. Diese an sich schon der Verborgenheit günstige Stellen waren durch sie überall mit unterirrdischen Gängen und Schlupfwinkeln versehen, und verbunden, und ihre Kunst hatte sie zu Labyrinthen umgeschaffen, in denen nur sie Bescheid wußten. Absichtlich brachen sie nie die Früchte, die in und bey denselben wild wuchsen, damit das Thal von Menschen unbewohnt und nur von Geistern besetzt schei-

ne. Die kriegerische Lage, in der sie sich stets befanden, hatte ihnen Wachsamkeit und eine Geschicklichkeit in den Künsten des Krieges eigen gemacht, denen keiner der Basraer, der sich in diese Bezirke verlohr oder wagte, entgehen konnte. Ungesehen senkte sich der Pfeil in die Brust des Kühnen, der diese Gegend betrat, überall lauerten ihre Wächter, und so kehrte keiner aus dieser Schauergegend zurück, der Kunde hätte geben können. Auf diese Art stieg die Furcht vor dieser Gegend auf das Höchste. — Die schroffen unersteigbaren Felswände, welche den Hintergrund dieses Thals bildeten, und das Extrem einer ungeheuern Gebürgskette ausmachten, umgaben die fruchtbaren Thäler, die nun der Wohnsitz der Guebern waren. Nur ein einziger enger Schlund führte zu denselben, der mit einer Menge starker Verschanzungen und tiefer Gräben befestigt, und stets von einer großen Menge Bewaffneter bewacht ward.

Zur Nachtzeit streiften ihre Patrouillen bis jenseits der Gräber von Basra, nnd bedienten sich hierzu der labyrinthischen Gänge, welche mit den Gräbern in Verbindung standen, und die der Fleiß der Guebern in tausendfachen Windungen, nur den Eingeweihten des Geheimnisses kenntlich, unter der Erde gegraben hatte.

Einer dieser Patrouillen war der Prinz in die Hände gerathen. Sie war, als er bey der Leiche

seines Vaters war, ausgezogen, und die Oeffnung des Verbindungsganges offen geblieben; der Zufall führte den Prinzen in der Dunkelheit durch diese, die Patrouille fand ihn bey ihrer Rückkehr, und da sie seine Schicksale hörte, schloß einer derselben, daß der Prinz von Basra in der Folge dem Staate der Guebern nützlich werden könnte, und so gieng man diesmal von den Maasregeln, jeden Fremden zur Beybehaltung des Geheimnisses sogleich zu tödten, ab, bewahrte den Prinzen sorgfältig, und brachte ihn des andern Tags vor die Versammlung der Regenten des Staats.

Diese erwogen, daß bey der Tyranney, welche der jetzigen Regent von Basra übte, und der Wandelbarkeit des immer nach Neuerungen strebenden Volks Abu — Ben sich ohnmöglich lange auf dem Throne halten könne. Sie wußten, daß Ismail von dem Volke geliebt ward, und bey der Leichtigkeit, mit welcher sich in Asien Revoluzionen machen, konnten sie sich überzeugt halten, daß unter ihrer Mitwürkung der junge Prinz einst Basras Thron besteigen würde. — Um sich der Vortheile zu versichern, die es für sie haben mußte, wenn sie Basras Regenten zum Freunde hatten, ließen sie dem Fürsten, ganz gegen ihre sonstigen Grundsätze das Leben, und wendeten nun alles an, sich seiner immer mehr zu versichern und ihn zu einem guten Regenten zu

bilden. Der Prinz ward dieserhalb mit einer Zartheit behandelt, die ihn tief rührte, und bildete sich nach den würklich vortreflichen Lehren und Mustern, die er hörte und von denen er umgeben war.

Ein halbes Jahr war dem jungen Fürsten wie ein Tag verstrichen, und er befand sich unter diesen guten Menschen so wohl, daß er seine Leiden vergessen hatte, und für immer unter ihnen zu wohnen wünschte. Aber das Schicksal, das noch immer nicht müde geworden war, ihn zu verfolgen, vielleicht weil es ihn zu größeren Dingen bestimmt hatte, hatte ihm wohl Erhohlung, noch aber nicht dauernde Ruhe vergönnt.

Unter jeder Heerde, sagt das Sprüchwort, giebt es räudige Schaafe, und dies ist im moralischen, wie im physischen Sinne so wahr, daß es auch im erstern zum Volkssprichworte geworden ist. — Auch unter diesen guten Menschen fand sich ein Verräther.

Um den ungeheuern Preis zu verdienen, der auf Ismails Kopf gesetzt war, und den Basras Tyrann, so wie er wegen seinen zahllosen Tyranneyen immer mehr vom Volke gehaßt ward, stets erhöhte, so wie das Andenken an den hoffnungsvollen Prinzen lauter und reger ward,

um des jungen Prinzen, der, wie er wähnte, einzig noch ihm im Wege stand, habhaft zu werden, verrieth ein Gueber selbst dem Tyrannen von Basra den Aufenthalt des jungen Fürsten, und die glücklichen Geheimnisse der Guebern. Ein zahlreiches Heer rückte nun gegen den friedlichen Aufenthalt derselben an, und schon waren die ersten Verschanzungen erstürmt, als man Ismailen, der, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß dies brave und glückliche Völkchen durch ihn unglücklich werden sollte, und daher mehrmal verlangt hatte, daß man ihn ausliefern solle, als er sich eben in die Heere Basras stürzen wollte, zurückriß. Mit verbundenen Augen brachten ihn einige Guebern über die Grenze ihres Staats, und Basras Tyrann, geschwächt durch die bereits erlittene Niederlage und verzweifelnd am Ausgange des Kampfs begnügte sich dann mit der Versicherung der Guebern, daß der junge Fürst nicht mehr unter ihnen sey, da, wie er wohl wußte, dies ehrwürdige Volk, nach ihren Religions- und Staatsgrundsätzen nie betrügen konnte.

Ismail befand sich in der Wüste, welche Basra von Halep scheidet. Die Guebern, welche ihn hierhergebracht hatten, beschrieben ihm den Weg der nach Halep führe, und gaben ihm ein Kamel mit Lebensmitteln aller Art und mehr als überflüssigen Schätzen zu seiner künftigen Unterkunft befrachtet.

Durchschüttert von seinem Schicksale, das nie ihn zu verfolgen aufhörte, überlies Ismail es seinem Kameele den Weg zu finden, und verlohr sich in Träumereyen der Zukunft. Von Halep wollte er wo möglich, nach Europa reisen, um im glücklichen Mittelstande die Schrecknisse zu vergessen, welche ihm das Diadem, zu dem er gebohren war, bereits zugezogen hatte. Aber auch hier änderte das Schicksal seinen Plan.

Nach acht Tagen befand sich der Prinz noch immer in der Wüste, die er in drey Tagen hätte durchziehen können, wenn er nicht in der Träumerey, in die er versunken war, gleich am ersten Tage eine schiefe und seinem eigentlichen Reiseplan grade entgegengesetzte Richtung genommen hätte. Seine Lebensmittel waren zu Ende, und obgleich sein Kameel nach Art dieser Thiere sich vor 2 Tagen an einer Quelle für den vorhergehenden und folgenden Durst gesättiget hatte, so war es doch ganz unmöglich, es in der schwülen Hitze, welche durch den glühenden Sand noch um vieles verstärkt ward, länger auszuhalten, da seine Schläuche leer waren. Noch immer sah er nichts vor sich, als Sandhügel, vom Winde zusammengetrieben, nirgends auch nur ein Gräsgen, um den Hunger seines Kameels zu stillen, das kraftlos und ermattet unter ihm fortrabte. Dem Verschmachten nahe war er

am Abende des achten Tages eingeschlafen; die Sonnenhitze weckte ihn am Morgen, er fühlte sich an Händen und Füßen gebunden, und in der Mitte einer Menge wilder Gesichter, die um ihn gelagert waren.

Der Unglückliche war in die Hände räuberischer Araber gefallen, welche sein Kameel abgepackt, seine Schätze geraubt, und ihn als einen eroberten Sklaven gebunden hatten. Sie reichten ihm einen Schlauch mit faulem Wasser, und ein Stück faules Pferdefleisch, welches der Halbverhungerte als köstliche Leckerbissen verschlang, und wovon er dann die Folgen auf der Stelle fühlte. Dann ward er auf ein Kameel gepackt, und der Zug gieng ohne Rücksicht auf die Schmerzen, unter denen der Prinz wimmerte, und das häufige Erbrechen, durch welches sich seine gesunde Natur zu helfen suchte, fort. Nach einigen Tagen trennten sich einige seiner Begleiter mit denen auf diesem Streifzuge gemachten Sklaven, unter welchen auch der Prinz war, von den übrigen, um diese in dem nahen Bagdad zu verkaufen.

Seiner Jugend und gesunden Konstituzion ohngeachtet unterlag Ismail den Strapazen dieser Reise und den Folgen der Unverdaulichkeit der schlechten und im Heishunger zu schnell genossenen Nahrungsmittel. Die Araber rath-

schlagten daher schon, als sie sich trennten, ob sie ihn nicht in einen Sumpf, an dem sie so eben vorbeygezogen waren, werfen wollten, und als sie eine Strecke vor Basra ihre Gefangenen musterten, überzeugten sie sich, daß niemand mehr den Prinzen, der mit dem Tode zu ringen schien, kaufen werde, und um die Taxe zu ersparen, die sie au den Thoren vom Bagdad von ihren zum Verkaufe bestimmten Sklaven entrichten mußten, warfen sie ihn nackt vom Kameele ab, und an den Weg hin, ohne sich weiter um sein Schicksal zu bekümmern.

Als Ismail aus einem Todtenähnlichen Schlummer erwachte, fand er sich in einem reinlichen Gemache unter den Händen mehrerer geschäftiger Sklaven, welche sich bemühten, ihn zu erfrischen, und deren angelegentlichste Sorge seine Genesung zu seyn schien. Langsam erhohlte er sich unter diesem ihrem Bestreben.

Ibrahim, einer der Lieblinge des Beherrschers von Bagdad hatte den Unglücklichen nackt und starr vor den Thoren Bagdads am Wege liegen gefunden, als er von einer Schaar seiner Sklaven begleitet, vorüberzog. Eine Menge Menschen war um ihn versammelt. Der Vezier befahl, als man noch Leben bey ihm entdeckte, mit sehr lauter Stimme, den Erkrankten in seinen Pallast zu bringen, und ihn dort so wie ihn

selbst zu verpflegen. Lange lebe Ibrahim der Wohlthätige, rief die gaffende Menge, während dieser sich bescheiden und mit dem Gefühle der That sich begnügend, zurückzog.

Ismail war wie aus den Wolken gefallen, da er diese neue Aenderung seines Schicksal vernahm und von seinem Wohlthäter die Versicherung erhielt, daß er ferner für ihn sorgen werde. Die Schönheit des jungen Fürsten, seine gefälligen Sitten, und seine ungewöhnlichen Kenntnisse machten ihn bald zum Lieblinge seines Erretters, der besonders nie öffentlich ohne ihn erschien, wo er dann den Triumph hatte, daß seine gute Handlung immer nochmals vom Volke bejubelt ward.

Einst machte der Vezir dem schönen Jünglinge Anträge jener schändlichen Liebe, welche nur zu häufig — der Natur zur Schande im Morgenlande getrieben wird. Mit Abscheu und Erstaunen sties der junge Fürst den geilen Liebhaber zurück, der dann augenblicklich den Grimm, der zuerst in ihm zu toben schien, in ein freundliches Lächeln verwandelte, und dem Prinzen versicherte, daß er, da er auch diese Prüfung überstanden, nun ganz seiner Freundschaft würdig sey. Uebrigens hatte der Prinz, dem die offne Erzählung seiner Herkunft und Schicksale einigemal schon so sehr nachtheilig geworden war, sich vorgenommen, nun vorsichtiger zu seyn. Er nannte sich daher Hussein, gab sich für den Sohn

eines armen Gärtners aus Anah aus, der von den Arabern geraubt und von ihnen seiner Mannheit beraubt worden sey. Letzteres setzte er bey, um vorerst einer Ehre zu entgehen, welche den Sklaven in Orient nur gar zu oft passirt, und eine Zeremonie zu verhüten, die wenigstens nicht zweymal an dem nemlichen Individuo vorgenommen werden kann. Seine sonore Stimme und der gänzliche Mangel an Bart gaben diesem Vorgeben Wahrscheinlichkeit.

Der Zufall, der so oft mit den armen Sterblichen sein Spiel treibt, hatte es gefügt, daß kurz zuvor, ehe Ismail in Bagdad erschien, die Araber einen Zufall in das Fürstenthum Anah gethan uud dieses besetzt hatten, wobey der junge Regent dieses Staats mit seinem Schäzzen entflohen war, ohne daß man bis jetzt noch wußte, wo er hingekommen war. Hieraus reihte das Publikum, (immer geneigt, Ideen zu kombiniren, Wahrscheinlichkeiten zusammen zu stellen, und diese sogleich in Gewißheit zu verwandeln, wenn sie auch auf noch so abentheuerlichen Vordersätzen beruhen,) nachfolgende Historie zusammen.

Der Fürst von Anah, hies es, der mit seinen Schätzen den Arabern entflohen, sey unterwegs andern Räubern in die Hände gefallen, von diesen geplündert und von Ibrahim aufge-

nommen worden, der ihn nun mit der seinem Stande gebührende Ehre und demjenigen Wohlwollen, das ihm gegen Unglückliche eigen sey, behandle. — Ein geheimnißvolles Lächeln verbreitete sich über Ibrahims Gesicht, wenn man ihn über diese Mähre befragte, und „Ibrahim arbeitet daran, den vertriebnen Fürsten von Anah wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen," hies es dann weiter. Die Handlungsverhältnisse, in denen Ibrahim mit verschiednen Anahern stand, und die gerade damals einen starken Bothen — und Waarenwechsel veranlaßten, erhöhten die Wahrscheinlichkeit dieses Gerüchts, das sich bald durch ganz Bagdad verbreitete.

Ismail, oder wie er sich jetzt nannte, Hussein ahndete von dem allem nichts, und übersah das Begaffen der Menge, wenn er in Ibrahims Gesellschaft austritt, weil er sich unmöglich überzeugen konnte, daß dies ihm galt.

Einst war er in Gesellschaft seines Wohlthäters außgeritten, als ihnen ein glänzender Zug begegnete, in deren Mitte ein reich geschmücktes Frauenzimmer auf einem Zelter ritt. Es war Zulime, die Tochter Machmuds Ali, ersten Ministers von Bagdad; von mütterlicher Seite aus fürstlichem Geblüte entsprossen, die von einem Landsitze in das Haus ihres Vaters in der Residenz zurück-

kehrte. Ein leichter Wind hob den Schleyer des Mädchens, und zeigte dem staunenden Jünglinge Bagdads erste weibliche Schönheit. Erstarrt hielt der Jüngling, von dem ersten Feuer der Liebe ergriffen, die Zügel seines Rosses und vermochte kaum sich zu halten. Auch des Mädchens Blick schien gerne auf dem schönen Jünglinge zu verweilen. Der ganze Zug bemerkte des Jünglings Erstaunen; Ibrahims Lächeln verzog sich in einen Grimm, der schnell über sein Antlitz sich verbreitete. — Hoffnungslose Leidenschaft schien noch einzig in dem Schicksale des Prinzen gefehlt zu haben, um ihn ganz unglücklich zu machen.

Drey Tage hernach lies Ibrahim den Jüngling vor sich kommen, dessen Blässe und Verwirrung den Zustand seiner Seele und den Kampf verrieth, den er von dem Momente des ersten Anblicks seiner Geliebten an gekämpft hatte. „Hussein, redete er ihn an, ich durchschaue den Zustand deiner Seele; der Liebling Ibrahims ist der Tochter Machmuds nicht unwerth. In einigen Tagen wirst du im Besitze des schönsten Mädchens von Bagdad seyn.“ Hussein warf sich zu den Füssen seines Wohlthäters, in dem Zustande, in dem er sich befand, hatte er keine Worte. „Dein trauriges Verhältniß fuhr Ibrahim fort, ändert hierin nichts; ich weis, daß ihr Eunuchen sogar heftigere Triebe habt, als die Männer, doch muß eben dies unglückliche Verhältniß Machmuden ein

Geheimniß bleiben.“ Als dem Jüngling wieder die Sprache ward, zerfloß er in Dank unter den Liebkosungen seines Wohlthäters, der jeden seiner Zweifel hob, und der ihm das Versprechen abpreßte, über seinen Stand und Verhältnisse das tiefste Stillschweigen zu beochbachten.

Ibrahim hielt Wort und warb bey Machmud für Hussein um die schöne Zulime. Wir übergehen die Scenen die hierbey vorfielen, und welche zum Theile der Verfolg der Geschichte entwickeln wird. Eine reiche Karavane von Anah kam an, und Ibrahim setzte den Jüngling in den Besitz dieser Schätze, die er ihm mit der feinsten Delikatesse als sein Eigenthum übergab. Mit königlichem Pompe ward die Vermählung gefeyert. „Prinz, sagte am Abende des Vermählungstages Machmud zu Hussein, lieben sie dann meine gute Zulima noch eben so wie jetzt, wenn Sie wieder auf dem Throne ihrer Väter sitzen werden.“ Ueberrascht von dieser Rede hielt der Prinz sich für verrathen, aber der Tumult, der ihn umgab, verhütete, weitre Erklärungen. Eine weitere Erwähnung von Husseins Verhältnissen war bey diesem selbst nie geschehen.

Zwey Tage hierauf erschien in Machmuds Hause ein Diener des Kadi, der Machmud und Hussein zu sprechen verlangte. In Gegenwart des letztern überreichte er dem erstern eine ungeheure Rechnung für Waaren und Vorschüsse und

machte beyden den gerichtlich geschehenen Antrag Ibrahims bekannt, daß der Abentheurer, der unter dem erborgten Namen eines Fürsten von Anah Machmuds Tochter geheurathet, diese Rechnung für Waaren und Unkosten bezahlen, oder wenigstens die Stoffe und Kleider, welche er empfangen, zurückschicken solle. — Noch waren Machmud und Hussein vom Erstaunen gefesselt, als die Wache des Fürsten eintrat, um den Betrüger zu erdrosseln, den Ibrahim an der Straße als Bettler gefunden, mit Edelmuth verpflegt und gekleidet habe, und der dann seinen Wohlthäter durch die Vorspieglung, als sey er der entthronte Fürst von Anah, betrogen und in Machmuds Haus sich eingeschlichen, habe, um obgleich er ein Eunuch sey, auch diesen um Bagdads edelstes Kleinnod, um seine Tochter zu bestehlen. — Der Fürst von Anah sagten sie, sitze wieder auf seinem Throne und fodere Rache an dem Betrüger, der vielleicht zu einem noch weitaussehendern und noch nicht ganz entwickelten Zwecke seinen Namen usurpirt hätte. — Vor Machmuds Pallast strömte die Menge des tobenden Volkes, von dem Vorfalle bereits unterrichtet, Spott über Machmud und die unschuldige Zulime aus.

Nur mit äusserster Mühe konnte der Prinz sich vor seiner Erdroßlung noch Gehör verschaffen, und nur die Bitte der verzweifelnden Zuli-

me, welche der Lärm herbeygeschrekt hatte, und die ihn würklich auf das feurigste liebte, bewürkte ihm dieses. Daß er kein Eunuch sey, konnte er zwar auf der Stelle beweisen, daß er aber — zwar nicht der Fürst von Anah, sondern jener von Basra sey, darüber war der Beweis für den Augenblick schwer und fast eben so unmöglich als der, daß er an dem Betruge, der hier zum Grunde zu liegen schien, unschuldig, und Ibrahim, seines Edelmuths und Glanzes wegen von dem Volke vergöttert, ein nichtswürdiger Betrüger sey.

Wir wollen den Prinzen in dieser in jeder Hinsicht gefährlichen und kritischen Lage einen Augenblick verlassen, um den Zusammenhang dieser verwickelten Geschichte aufzusuchen.

Ibrahim, Mitglied des Divans, Bagdads reichster Partikulier und der Liebling seines Fürsten war allgemein wegen seiner Wohlthätigkeit und die vielen in die Augen springenden guten Handlungen, die er täglich mit Geräusche unter den Augen des Volkes übte, als ein höchst edler Mann bekannt, und selbst der Pfeil der Verläumdung stumpfte an ihm ab. „Er ist so edel, so wohlthätig, wie Ibrahim," war eine Volksvergleichung, und das Beywort „der wohlthätige" ein Zusatz seines Namens geworden, ohne welchen das Volk diesen nie aussprach. Und gleichwohl war dieser Ibrahim ein niederträchtiger Betrüger, ein verab-

scheuungswürdiger Heuchler, der mit der versteck-testen Kunst nie anders als zur Parade handelte, und unter dem Firniß der ihm eignen feinsten Verstellung die ausgezeichneteste Niederträchtigkeit und schwärzeste Bosheit verbarg. Uebrigens der Kunst, die Schändlichkeit seiner Seele unter einer glänzenden Aussenseite zu verbergen, durchaus Meister.

Aus dem Staube hatte er sich zu einem der ersten Staatsbeamten, und dem Lieblinge seines Fürsten emporgeschwungen. Der ausgebreitete Handel, welchen er mit dem glücklichsten Erfolge trieb, hatte ihm den Besitz unermeslicher Reichthümer verschaft, und ihn in den Stand gesetzt, seinem Fürsten umsonst zu dienen, während dem er selbst jede Belohnung verschmähte, und bis zur Verschwendung freygebig gegen andre war. Das Glück, dessen Günstling er bisher überall gewesen, hatte ihn so aufgeblasen gemacht, daß er seine Wünsche bis zum Throne Bagdads erhob, der ihm bey der Leichtigkeit, mit welcher, wie bereits angeführt worden, sich in diesen Staaten des Morgenlands Revoluzionen ausführen lassen, gar nicht unerreichbar schien, zu welchem Zwecke ihm die Liebe des Volks unbedingt erforderlich war, deren er sich daher dann auch auf allen Wegen zu bemächtigen und zu versichern bemühte. Die angeführten Verhältnisse, seine Freygebigkeit und der Pomp, welchen er machte, übertünchten seine ungeheuern

Laster mit einem Firniß, der diese den Augen des Fürsten und des Volks verbarg.

Höchst verschmitzt und gewandt, und mit einer seltnen Menschenkenntniß begabt, faßte er augenblicklich die Schwächen desjenigen auf, den er vor sich hatte. Mit unwiderstehlicher Gewalt riß er dann jedes zu sich hin, nud so war ihm das seltne Glück zu Theil geworden, zugleich der Liebling des Volks und des Fürsten zu seyn.

Nur Machmud Ali, Zulimens Vater, des Fürsten von Bagdad erster Minister durchschaute den Gleisner. Hellern Blicks und mehr Menschenkenuer noch als Ibrahim lag dieser in seiner Blöße vor ihm, und eben darum war es zweifelhaft, ob Ibrahim ihn mehr fürchtete oder haßte; Machmud hatte schon das Verbrechen auf sich, Ibrahims Rival in der Gunst des Fürsten, und demselben sogar noch vorgesetzt zu seyn, weil er seiner Kenntnisse wegen, dem Fürsten unentbehrlich war, während Ibrahim, der nur die Kunst zu heucheln verstand, im Staatsrathe nur eine unbedeutende Rolle spielte, und nur als Liebling des Fürsten bedeutend war. Machmuds Geistessuperiorität war dem ehrgeizigen Ibrahim unerträglich. Hierzu kam noch, daß Machmud die Verwegenheit hatte, seine Tochter, das Wunder der Schönheit in Bagdad, dem Ibrahim zu versagen, als dieser um sie anhielt.

Diese Verweigerung reizte den stolzen und verliebten Ibrahim zum wüthendsten Grimme. Doch verbarg er diesen, weil er wußte, daß er dem graden und seinem Fürsten unentbehrlichen Machmud nicht auf den Hals kommen konnte, und lauerte auf gelegenere Zeit, um sich desto empfindlicher zu rächen. Daß Machmud Zulimen mit einer Zärtlichkeit liebte, mit der nicht leicht ein Vater seine Tochter liebt, daß er in ihr am schmerzlichsten zu verwunden sey, wußte er, und es war doppelter Genuß seiner Rache, beyde zugleich auf das empfindlichste zu kränken. Eben so bekannt war ihm Machmuds Stolz, der, weil er seiner geliebten Zulime Glück so glänzend als möglich befestigen wollte, und weil ihre Mutter aus fürstlichem Geblüthe war, dem Lieblinge seiner Seele einen von den vielen Prinzen Persiens zum Gatten und sie selbst in dem Besitze eines Thrones wünschte, dessen dies herrliche Mädchen eben so durch die Votrreflichkeit seines Geistes als seiner Schönheit würdig war.

Als Ibrahim den Prinzen von Basra unter einem Haufen von gaffenden Zuschauern auf der Straße fand und aufzunehmen und zu verpflegen befahl, war dies weiter nichts, als einer seiner gewöhnlichen Streiche, durch deren Prunk er das Volk täuschte, und sich dessen Liebe und Ehrfurcht zu erschleichen wußte. Als der Jüngling genesen war, und in seiner ganzen Schön-

heit vor ihm stand, da suchte der geile Wollüstling von ihm jenen Genuß zum Danke, dem in jenen Gegenden eben so gut Schande und Strafe folgt, als in den unsrigen. Deshalb suchte er sich diesen immer mehr durch Wohlthaten zu verpflichten, immer fester an sich zu knüpfen, indem er den Plan, den er anfangs gehabt hatte, ihn nach seiner Genesung mit einem Geschenke zu entlassen, änderte. Als der junge Fürst diesen Antrag mit Abscheu von sich wies, wechselte der erfahrne Heuchler schnell seine Rolle, und täuschte fortwährend den arglosen Jüngling, den er obgleich er ihn nun mit aller Wuth haßte, die immer an die Stelle der verschmähten Liebe tritt, jetzt mit verdoppelter Güte behandelte, weil er von ihm verrathen zu werden befürchtete.

Dieser Haß erreichte die höchste Staffel, als er des Prinzen Liebe zu Zulimen entdeckte, und gewahr ward, daß das holde Mädchen den Jüngling mit Blicken betrachtete, welche Gegenliebe zu verrathen schienen. Im Anfalle der ersten Wuth, wollte er den unglücklichen Jüngling ermorden, und schon hatte er das Gift gemischt, das dessen Tage enden sollte, als er einen Plan ersann, Machmuden durch Hussein und Hussein durch Machmud zu verderben, und so sich an diesen beyden seinen gehaßtesten Feinden durch sie selbst zu rächen. Ein Plan, der seinem boshaften Schöpfer Ehre machte.

Der Prinz hatte sich ihm als den Sohn eines armen Gärtners genannt und vorgegeben, er sey ein Verschnittner. Ibrahim hielt ihn für beydes. Er wußte, daß er Machmud nicht tiefer kränken könne, als wenn Zulime einem Menschen geopfert würde, der Bettler und zugleich Kastrat war, und bey Entdeckung dieser Demüthigung war dann Machmud in den Augen des Fürsten und Volkes lächerlich gemacht; und er mußte eben darum in der Gnade bey dem erstern, und in dem Ansehen bey dem letztern sinken. Zulime war dann ohnehin in den Augen Bagdads lächerlich gemacht und herabgesetzt. — Die Betrügerey selbst fiel auf den Prinzen, dessen Loos alsdann unvermeidlicher Tod war, und so war dann Ibrahim an allen seinen Feinden auf eine höchst befriedigende Art gerächt.

Darum hatte er sich des Gerüchts bedient, daß der von ihm gerettete der flüchtige Fürst von Anah sey, und für ihn als solchen bey Machmud um seine Tochter geworben. Machmud vergaß im Taumel des aufgereizten Stolzes diesmal sein Mistrauen gegen seinen arglistigen Feind und die schöne Zulime, welche den holden Jüngling eben so feurig liebte, als sie von diesem geliebt wurde, hatte selbst kräftig dazu beygewürkt, daß ihr Vater in die Falle gieng, welche sein verschmitzter Gegner ihm gestellt hatte.

Als Ibrahim glaubte, daß Zulime, so viel es die vorgegebenen Umstände des Prinzen erlaubten, Frau gewesen und von dieser Seite sie genug gedemüthigt glaubte, eilte er zum Fürsten von Bagdad, und entdeckte ihm, daß dieser junge Fremdling ihn betrogen habe, indem er zugleich ein Schreiben des würklich wieder auf seinen Thron zurück gekommenen Fürsten von Anah übergab, worinn dieser Rache, an dem Frevler verlangte, der seinen Namen zu usurpiren die Kühnheit hatte. Dieses Schreiben hatte sich Ibrahim durch seine Verbindungen in Anah zu diesem Zwecke verschaft. Um auch hier wieder gerechtfertigt zu erscheinen und den Triumph zu haben Machmuden noch tiefer zu demüthigen, klagte er zugleich bey dem Kadi seine Rechnungen ein, indem er diesen eben so wie den Fürsten mit einer falschen Erzählung täuschte. Nur eine Irrung war in seiner Rechnung, und diese zernichtete den ganzen Erfolg. Ibrahim hatte nämlich darauf gerechnet, daß Machmud im ersten Anfalle der Wuth auf keine Vertheidigung seines Schwiegersohns hören, sondern denselben ohne weiters der Wache, welche ihn zu erdrosseln geschickt war, überlassen würde. Dagegen hatten eignes und der schönen Zulime Bitten dem Prinzen Gehör verschaft, wie wir gesehen haben, und er trug seine Geschichte mit so viel Wahrheit und Rührung vor, daß Machmud, welcher jetzt Ibrahims Plane durchschaute, selbst Aufschub der Hinrichtung des

Unglücklichen bey dem Offizier der Wache bewürkte, und so fort zum Fürsten eilte, der diesen Aufschub bestätigte. Eine strenge Untersuchung des ganzen Vorgangs, besonders aber des Umstands, ob Hussein würklich der Prinz von Basra sey, ward zugleich verordnet.

Zum Glück für den Prinzen waren einige Basraer Kaufleute in Bagdad anwesend, welche ihn anerkannten, und so war nun Ibrahimen ein Theil jenes Schicksals zu Theil geworden, welches er dem Machmud bereitet hatte. Zwar schenkte ihm der Beherrscher von Bagdad auf Machmuds großmüthige Interzession und aus einem Reste alter Neigung das Leben, aber seine Entfernung aus dem Staatsrathe, die Einziehung eines Theils seiner Güter und der allgemeine Abscheu des Volks gegen den entlarvten Bösewicht, der in dem Maaße stärker war, als dasselbe ihn vorher verehrt hatte, war für denselben eine weit härtere Strafe. Die schöne und schlaue Zulime behielt sich vor, sich noch selbst empfindlich zu rächen. — Wie sie dies gethan, werden wir in der folgenden Erzählung sehen.

Der Fürst von Bagdad unterstützte den nun allgemein anerkannten Prinzen von Basra mit Geld und Truppen, und ohne viele Mühe gelangte dieser binnen wenig Wochen zum Besitze

seines väterlichen Throns. Wir übergehen diese Vorfälle, den Jubel des Volks, die Freude der braven Guebern und die Regierung Ismalls selbst, und bemerken nur, daß er durch 30 Jahre den Thron von Basra mit Zulimen theilte, und daß die Jahre seiner Regierung noch jetzt bey den Einwohnern Basras die Benennung sind, mit der sie die Zeiten des höchsten Glücks, Ruhe und Wohlstand bezeichnen.

IX.

Die komische Rache.

Fortsetzung der Geschichte von Ismail Scherschin.

Während Ismail an der Spitze eines mächtigen Heers um den Thron seiner Väter kämpfte, übernahm es die schlaue Zulime, die den Gedanken nicht ertragen konnte, von Ibrahim so schwer beleidigt worden zu seyn, sich an diesen auf eine Art zu rächen, die ihn an seiner empfindlichsten Seite angriff, nämlich seinen Stolz kränke, und ihn vor den Augen des Volks vollends lächerlich und zum Mährchen der Gegend mache. Ihr Plan war eben so scharfsinnig als komisch.

Unter einen dichten Schleyer versteckt, die Haare und Augenbraunen gefärbt, und durch die Kleidertracht der niedern Volksklasse vollends unkenntlich gemacht, gieng sie eines Tages, blos von einer ihr ähnlich gekleideten vertrauten ältern Sklavin begleitet, zu Ibrahim. Als dieser sie sogleich verlies, warf sie sich weinend und schluchzend zu seinen Füßen. „Großmüthigster der Gläubigen, rief sie mit dem Pathos, der allen Weibern der Muselmänner durch die Erzie-

hung, welche sie erhalten, eigen wird, und der bey ihnen die Stelle der wahren Empfindung vertritt, — deine Großmuth, die über Persien strahlt, wie die Sonne am Firmamente Allahs, belebt eine Unglückliche mit Hoffnung, die ausserdem ihres Jammers Grenze nicht sieht. Verstoße nicht, o Mächtiger, deine Sklavin aus deinem Schutze, da sie ohne diesen verlohren ist."

Der Ervezier geschmeichelt durch das Lob der holden Bitterin, und entzückt von ihren Reizen, hob sanft sie vom Boden auf, und lies sie und die Sklavin, welche sie für ihre Mutter Schwester ausgab, und die eben so reichlich als sie selbst Thränenbäche vergoß, zu sich auf eine seidne Ottomane sitzen, wo die schöne Zulime, nach vielfachen Weigerungen, daß sie noch nie so gegessen und die schöne Teppige zu verunreinigen fürchtete, endlich Platz nahm. Dort schwur ihr Ibrahim beym Barte des Propheten alle Hülfe die in seiner Macht stünde, und sollte es auch sein halbes Vermögen kosten. Zugleich beschwur er sie ihm die Wege hierzu zu zeigen, und ihn zum Vertrauten ihres Kummers zu machen.

Sie sey, erzählte ihm nun die Verschmitzte, die Tochter Assers eines Schuhmachers, der in einem der Quartiere der Vorstädte wohne, Zaide ihr Name. Das unglückliche Geschenk einiger Reitze, welches die Natur ihr verliehen, sey

die Quelle des Harms, der sie drückte. Ihr Vater, der ein harter und filziger, aber dabey eben so verschlagner Mann sey, liebe sie mit unkeuschen Trieben, und in eben dem Maase, als dessen Leidenschaft stärker werde, wachse ihre Abneigung gegen seine blutschänderische Zudringlichkeit, daher aber auch seine Grausamkeit und sie unterliege fast den Mißhandlungen, die von Tag zu Tag zunehmen. Ihr Vater versage auch daher ihren Besitz allen, selbst den würdigsten Werbern. Zwar habe sie Gelegenheit gehabt, ihre Klage vor den Kadi und selbst vor den Vezier Machmud Ali zu bringen; aber auch bey diesen habe ihr Vater die Sache zu hintertreiben gewußt; man habe von den Rechten der väterlichen Gewalt gesprochen, und alles was sie erwürken können, sey der Spruch des Kadi gewesen, daß, „wenn sich ein Mann fände, gegen welchen sonst nichts einzuwenden sey, und ihrem Vater 3000 Zechinen für ihre Person bezahle, dieser gehalten seyn solle, sie dafür zu verkaufen.“

Dieses unnatürliche Urtheil, fuhr sie fort, habe ihre Ketten nur stärker zusammengezogen, indem sich wohl schwerlich ein Käufer finden würde, der auf das Geradewohl so viel bezahlte, und ihr Vater alle nähere Untersuchung dadurch zu verhüten wisse, daß er sie als eine Sammlung aller möglichen Häßlichkeiten schilderte, welche den Eckel und den Abscheu aller Menschen errege.

Einigemal schon habe sie Gelegenheit gehabt, ihrem Vater zu entfliehen, aber allemal habe sie dieser durch mächtige Unterstützung zurücke erhalten, indem es ihr ganz ohnmöglich sey, aus seinem Hause zu entwischen, ohne beobachtet zu werden. Heute sey es ihr abermal gelungen, aus dessen Hause zu entkommen, da er verreist sey, aber sie habe, genau bemerkt, daß man sie bis zu Ibrahims Pallaste verfolgt und in solchen eintreten gesehen. Sie befürchtete daher alle Augenblicke auf Befehl des Kadis oder gar des Vezirs Machmud, der der vorzüglichste Gönner ihres verabscheuten Vaters zu seyn schiene, aus Ibrahims Wohnung abgehohlt und in das Haus ihres Vaters zurück gebracht zu werden, welches sie ärger als einen Kerker fürchte. Nur von Ibrahim, dem mächtigen und edlen könne sie Hülfe erwarten, auf ihm beruhe einzig noch ihre ganze Hoffnung, sie beschwöre ihn daher, ihr diese letzte Hoffnung nicht zu rauben, mit welcher er ihr zugleich das Leben rauben würde.

Unter dieser Erzählung hatte Zulime dem von ihren Reizen gleich anfangs schwindlich gewordenen Ibrahim bald den niedlichsten Fuß, bald den schönsten Busen erblicken lassen, und so viele Schönheiten zufällig und wie von Ohngefähr enthüllt, daß bald die Farbe des Gesichts den Zustand seines Herzens verrieth und alle Symtome der ausschweifendsten Leidenschaft je länger jemehr bey ihm sichtbar wurden.

Schönste der Sterblichen, rief, als sie geendet, Ibrahim, indem er sich zu ihren Füßen warf, um dich zu retten, ist kein Preis mir zu theuer, kein Opfer mir zu groß. Die Entscheidung des Weisen Kadi sichert mir den Besitz der edelsten Perle Persiens, wenn anders du selbst die Liebe eines Mannes nicht verschmähest, der jetzt schon ohne dich nicht mehr leben kann.

Dahin hatte Zulime den Wollüstling bringen wollen. Sein Aeussres zeigte von der Gluth die ihn verzehrte, und daß er diesmal nicht eine Empfindung heuchle, welche er nicht fühle. Uebrigens strengte Zulime noch immer alle Künste an, um dies Feuer noch mehr anzufachen, welches ihr dann auch völlig gelang.

Es ward nun verabredet, daß Ibrahim Zulimens angeblichen Vater kommen lassen, und demselben, ohne ihm merken zu lassen, daß er von der Sache auf irgend eine Weise unterrichtet sey, seine Tochter um 3000 Zechinen abhandeln solle. Dabey solle Ibrahim sich nur nicht, und in keinem Falle durch die Ausflüchte dieses höchst schlauen Mannes und dessen Schilderungen ihrer angeblichen Häßlichkeit irre machen lassen, und um allen Intriguen vorzubeugen, den Handel auf der Stelle abschließen, und die Gekaufte sogleich mit allem dem Pompe, welcher der Geliebten Ibrahims zieme, aus ihres Vaters Hause abhohlen lassen. — Ibrahim schwamm in Wonne.

Der Schuster Asser, welchen Zulime dem Ibrahim als ihren Vater benannt hatte, hatte würklich eine Tochter die Zaide hies, und die, wie Zulime wußte, so häßlich nnd eckelhaft war, daß ihr Vater sie füglich als ein Ungeheuer hätte können sehen lassen. — Ein zwergiges Geschöpf, das nicht viel über drey Schuhe maaß, lahm an beyden Hüften, starrend von einem stets eiternden Aussatz, der ihr auch würklich schon die Nase hinweggefressen hatte, blind an einem Auge, mit einem Rachen wie ein Krokodill, aus welchem ein paar Hauer, wie bey dem Ebern über die Unterlippe, trotz derselben wurstartigen Dicke hervorstand. Aus diesen so wie aus allen Poren stieg ein Gestank empor, wegen welchen die Bewohner der benachbarten Häuser häufige Beschwerden führten. Mit einem langen, ein paar blutrothe Warzen noch erhöhenden Nasenbarte, ein paar schlappen Brüsten, die ihre Schenkel noch bedeckten, die lederne Haut voller Schwülen, schmutzig und eckelhaft von der äussersten Spitze des dreieckig lang zugespitzten Kopfes bis zur Sohle ihrer vom scharfen Schweiße stets dünstenden und von offnen Geschwüren eiternden Füße. So sah Zaidchen; und um dies Geschöpfe freyte jetzt der reiche und glänzende Ibrahim mit allem dem Ungestüme eines rasenden Liebhabers.

Auf seinen Ruf erschien am andern Morgen stattlich geputzt, der Schuster Asser, den Ibrahim

mit allen den Ehren empfieng, mit denen er sonst kaum einen Bascha zu bewillkommen pflegte. Staunen fesselte den Meister Pech ob dieses Empfangs, und er berechnete im Geiste den Gewinn, den er, wie er glaubte, zu einer Schuhlieferung berufen von den Füßen der vielen Hausgenossen Ibrahims, die er vor sich sah, haben würde; aber bis zur Starrheit stieg dies Staunen, als Ibrahim bey ihm um seine Tochter warb, und ihm für diesem Schatz, den eigentlich sein ganzes Vermögen nicht bezahlen könne, 3000 Zechinen both. „Es ist die größte Gnade für deinen Sklaven, Herr, sagte hierauf der Schuster, indem er sich bis zur Erde bückte, daß du dich herablässest, mit ihm zu scherzen; laß mich zuerst deine Füße küßen, und dann sie beschuhen." — Ibrahim fuhr fort, in ihn zu dringen, und mit der dringendsten Wärme um seine Tochter zu werben. Mit Feuer sprach er von dem Vergehen der Eltern, welche ihren Kindern ein Glück, vom Schicksale ihnen zugebracht, entzögen, und der Strafe, welche die Gesetze auf verbothene Blutschande sezten, und schloß mit der Drohung, ihn beym Kadi zu verklagen, wenn er länger ihm seine Tochter versagen werde.

Dem bestürzten Schuhmacher, der von allem dem Galimatias nichts verstand, als die letzte Drohung, kam ein Grausen an, als er von dem Kadi hörte, der jüngst ihn hatte peitschen lassen,

weil er ihm ein paar Schuhe verdorben, und er bath daher Ibrahim, der dies Erbeben bemerkte, und es auf die Angabe der angeblichen Zaide bezog, ihm nur seine Befehle zu verkünden, welchen überall sich zu unterwerfen, er sich glücklich schätzen werde, nur möge Ibrahim ihm sagen, was er dann eigentlich von ihm verlange.

„Nichts mehr noch weniger, als Zaide, deine Tochter, erwiederte dieser, wofür ich dir augenblicklich 3000 Zechinen zuhändigen werde.“ Zugleich rief er einige seiner Freunde herbey, die Zeugen des Kontrakts seyn sollten, um sich zu sichern, wenn Asser etwa zurückgehen oder durch Intriguen ihm den Besitz dieses liebenswürdigen Gegenstandes erschweren sollte.

Aber, edler Herr, entgegnete Asser, sie hat über das eine Auge ein Fell, und an der Stelle des andern nur eine kleine Oeffnung, in welchen eine grünliche Materie schwimmt, die reichlich über die knöcherne, graugelbe Wange herabträufelt. — Ich werde diese Tropfen hinwegküssen, versetzte tändelnd der verliebte Ibrahim, und mich in diesem Auge spiegeln.

Asser. Ihr Othem riecht, wie die große Kloake Bagdads; du würdest, wie ich, mit deinen Nachbarn Prozesse darüber erhalten, daß aus deinem Hause die Luft verpestet würde.

Es werden Wohlgerüche für mich seyn, entgegnete Ibrahim, der berauscht von Liebe, sein Ansehen und seine Verhältnisse zu dem Schuhmanne vergaß, gleich allen Verliebten, Unsinn faselte, und dessen muntre Laune immer stieg, weil er den Fuchs in seiner eignen Schlinge zu fangen glaubte, — Wohlgerüche, die ich mit dem Dufte von Persiens edelsten Spezereyen ihr vergelten werde.

Asser. Sie würde diese nicht riechen können, edler Herr, denn der Krebs hat ihr vorlängst die Nase abgefressen.

Desto besser, versetzte Ibrahim, und wollte in Lachen zerborsten, dann spare ich die Spezereyen.

Asser. Dabey ist sie unrein, aussätzig und voller Schwülen und Ungeziefer. Ihr ganzer Körper starrt von Schmutz und stets eiternden Beulen. Du würdest sie weiter riechen, als sehen.

Ibrahim. Wieder um so besser, ich werde sie dann bey ihrer Annährung erkennen, bey ihrer Entfernung vermissen und sie wird alle meine Sinne beschäftigen.

Asser. Wohl schwerlich, edler Herr, würdest du sie vermissen, sondern so froh seyn, wenn du wieder von diesem Aase befreyt würdest, daß du deinem Sklaven wohl doppelt so viel Geld

geben würdest, das dir wieder abzunehmen, als du ihm jetzt aus Scherze geboten hast, dir solches zu geben.

Topp, rief Ibrahim, ich zahle dir 6000 Zechinen, wenn ich deine Tochter wieder verstoße, und kurz ich will dies häßliche schmutzige eckele Geschöpfe, daß du mir nicht arg genug schildern kannst, von dir haben, und zahle dir 3000 Zechinen dafür, wenn du mir dasselbe giebst, oder eile zum Kadi, wenn du ferner darauf bestehest, mir solches zu versagen.

Der Kontrakt ward nun förmlich geschlossen, Ibrahim bestand mit Lachen selbst fest darauf, daß in solchen gesetzt werde, wie er sich anheischig mache, dem Schuster 6000 Zechinen zu zahlen, wenn er Zalden, wieder verstoßen würde, und bot alle Klauseln der Vorsicht auf, diesen Kontrat so zu befestigen, daß er von dem Schuster, dessen Dummheit er für bloße List und Verstellung hielt, nicht umgestoßen werden könne. — Und nun eile, rief er traurig diesem zu, als alles mit der größten Vorsicht und Genauigkeit gefertigt war, deine Tochter zu bereiten; morgen lasse ich diese Blume Persienns mit allem dem Glanze abholen, der sich für Ibrahims liebste Gemahlin ziemt.

Aber, edler Herr, kehrte bedenklich der schon fortwandernde Schuster nochmal um, sie ist lahm

an beyden Füßen und an einem Arme und kann eben so wenig gehen als reiten; ich würde, blieb es dir Ernst, Zaiden hertragen lassen müssen.

Wenn drey Träger nicht genug sind, du Lobredner ohne gleichen, entgegnete lachend der Exvezir, dann nimm zehne oder hundert; und nun eile, oder ich gehe zum Kadi, um dir zu zeigen, daß es mir sehr Ernst ist, du ungläubiger Elender.

Mit einem Pompe, als wäre es Bagdads Beherrscherin, ward am andern Tage die reitzende Zaide aus dem Hause ihres Vaters in den Pallast Ibrahims gebracht, der alles aufboth, diese Feyerlichkeit so glänzend zu machen, als möglich, um durch diesen Glanz seiner Angebetheten seine unbegränzte Liebe zu bezeugen, und sich, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelte, ihrer Gegenliebe um so mehr zu versichern. — Ganz Bagdad schloß sich an den Zug.

Sechs Träger brachten den Kasten, der das holde Geschöpfe einschloß, in den Prunksaal des Pallasts, worinnen eine Menge der Diener Ibrahims auf dem Angesichte lagen, und Ibrahim von Freude trunken, und von einer Menge seiner Freunde umgeben, denselben empfieng. Zitternd vor Jubel und Begierde öffnete er die Thüre des Verschlags, und hervorrutschte — ein Unge-

heuer, wie wir es oben beschrieben, oder vielmehr zu beschreiben übernommen haben, denn keine Feder vermag es, die Summe von Abscheulichkeiten zulänglich zu schildern, welche die Natur hier in einem Individuo vereinigt hatte.

Ibrahims Erstaunen und Wuth bey diesem Anblicke sind eben so wenig einer Beschreibung fähig. — Noch fiel ihm zwar ein, daß jenes schöne Mädchen, daß vor zwey Tagen um Erlösung und Hülfe bey ihm gefleht, ihm ein ausschweifendes Bild von der Schlauheit ihres Vaters entworfen hatte, und er hielt sich daher überzeugt, daß diese schändliche Täuschung nichts anders als ein Mittel sey, ihm Zaidens Besitz zu entziehen.

Stracks eilte er zum Kadi. Asser ward vorgerufen und bezeugte durch eine Menge Zeugen, daß er nie mehr als eine Tochter, gerade dies Ungeheuer, um welches Ibrahim so eifrig geworben, und das er so theuer bezahlt hatte, gehabt habe.

Unter diesem Verhandlungen erschien Zulime, Basras reizende Königin, von einem Schwarme von Sklavinnen und Dienern begleitet, und entdeckte dem lachenden Kadi und dem wüthenden Ibrahim den Grund und den Erfolg ihrer Rache, und nun erst sah letztrer ein, daß zur Vollendung

seiner Beschämung gerade noch der Schritt gefehlt hatte, bey dem Kadi zu klagen, den er so eben gethan hatte. — Asser von Zulime unterstützt, bestand darauf, Zaiden, um keinen geringern, als den stipulirten Preis von 6000 Zechinen zurückzunehmen, welche Summe dann Ibrahim, der um keinen Preis das Ungeheuer behalten wollte, sofort auch zu bezahlen, vom Kadi den Befehl erhielt.

In ein entferntes Land zog Ibrahim, das Mährchen des Landes, mit gerechter Rache bestraft, nie sah man in Bagdad ihn wieder.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder und doch streng der Wahrheit getreu

Bd.: 1

(1803)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2525(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414714-0